XD 29 3

Neue Sonn- und Festtags-Predigten

zur Beförderung
einer sittlich-religiösen Denkart,
vorzüglich unter dem Landvolke.

Conv Jaurin
Conv. fiscal

Von
Joh. Martin Gehrig,
Kapellan im Würzburgischen.

CONV. CARM. + JAURIN.

Drittes Bändchen.

Neueste Auflage.

Bamberg und Würzburg,
1808.

Td A 1753

Neue Sonn- und Festtags-Predigten

zur Beförderung einer sittlich-religiösen Denkart, vorzüglich unter dem Landvolke.

Von

Joh. Martin Gehrig,
Kapellan im Würzburgischen.

CONV. CARM. + JAURIN.

Drittes Bändchen.

Neueste Auflage.

Bamberg und Würzburg,
1808.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

A NÉPKÖNYVTÁRI KÖZPONTTÓL
S.
NEM
ADHATÓ
EL!

Vorrede.

Bey der Herausgabe der Predigten dieses dritten Bändchens habe ich nichts zu sagen, als daß ich mich, den Erinnerungen einiger meiner Freunde zu Folge, bemühet habe, die Schlüsse derselben weiter auszuführen, und mehr an das Herz meiner Zuhörer zu sprechen. Ist mir das letzte nicht ganz gelungen, so bedenke man, wie schwer es sey, da zu rühren, wo man alles haarklein auseinandersetzen, und im Detail vorlegen muß, um vorerst Licht in den schwachen Verstand zu bringen; wie schwer es sey, das menschliche Herz zu greifen, und doch keine sinnlichen, die Tugend verunreinigenden, Beweggründe brauchen wollen; wie schwer es sey, so oft und doch rührend zu predigen. Fällt dieses Andern nicht so schwer, nun so gestehe ich gern, daß sie eine schöne Gabe besitzen, die mir mangelt. Was mir aber die Natur versagte, will ich mir nicht an=

nöthigen: Nilhil decet invita Minerva. Auch bin ich der Meinung, daß die sittlichen Wahrheiten, besonders wenn das Gewicht der Religion zu ihnen hinzukommt, für sich mächtig genug seyen, den Willen des Menschen in Bewegung zu setzen, und daß mithin der geistliche Redner jene Künste, derer sich der profane Redner bedienet, um Affecten zu erregen, eben nicht sehr nöthig habe. Ueber dieses wird oft das Herz des Landmanns gerade durch das erwärmt, was zehn gelehrte Leser kalt und ungerührt läßt. Ein Bibeltext, ein Kernspruch, am rechten Orte angebracht, ist oft genug, und verfehlet beynahe niemahls seine Wirkung auf dessen, noch nicht mit köstlicher Lectüre überfüllte, Seele.

Das vierte Bändchen soll bald nachfolgen.

Schlehenrieth bey Werneck, den 12ten Februar, 1806.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

1. Was Eheleute thun müssen, damit sie eine glückliche Ehe haben. Am zweyten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn. Seite 1
2. Wie Dienstbothen ihrer Herrschaft dienen sollen. Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn. 12
3. Eine Homilie. Am Feste der Reinigung Mariä. 20
4. Warum das Wort Gottes bey vielen Zuhörern keine guten Wirkungen hervorbringe. Am Sonntage Sexagesima. 28
5. Warum der Mensch, welcher sich dem Trunke ergibt, so schändlich handle. Am Sonntage Quinquagesima. 40
6. Jesus verdienet es, daß wir ihn hören, von ihm Lehre und Unterweisung annehmen. Am zweyten Sonntage in der Fasten. 51
7. Wie wir uns verhalten sollen, wenn wir hören, daß uns andere Böses nachreden. Am dritten Sonntage in der Fasten. 62
8. Wie sich der h. Joseph, uns zum Beyspiele, in seinen häuslichen Leiden verhalten habe. Am Feste des heil. Josephs. 70
9. Worin wir unsere Ehre suchen sollen. Am fünften Sonntage in der Fasten. 78
10. Warum die Eingezogenheit eine so schätzbare Tugend sey. Am Feste Mariä Verkündigung. 90
11. Ueber die sittliche Auferstehung. Am Ostermontage. 102
12. Wie wir zum Frieden der Seele gelangen. Am ersten Sonntage nach Ostern. 113
13. Woran uns unsere Wallfahrten vorzüglich erinnern sollen. An einem Tage in der Bittwoche. 124

14. Was der Christ unter der h. Messe, vorzüglich bey der Aufopferung, Wandlung und Communion thun solle. Am Frohnleichnamsfeste. Seite 135
15. Wir sollen, wie Jesus, sanft und liebreich mit den Menschen umgehen. Am dritten Sonntage nach Pfingsten. 143
16. Ueber die kirchlichen und gottesdienstlichen Ceremonien. Am sechsten Sonntage nach Pfingsten. 153
17. Wozu uns die vielen Wohlthaten Gottes auffordern. Am dreyzehnten Sonntage nach Pfingsten. 164
18. Die sichtbaren Werke der Natur lehren uns die Allmacht, Weisheit, Güte und Vorsorge eines unsichtbaren Gottes erkennen. Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten. 177
19. Es ist ein Glück für uns, eine Kirche zu haben. Am Kirchweihfeste. 192
20. Ob es recht und christlich sey, über die Landesobrigkeit der zu entrichtenden Abgaben wegen so ungehalten zu seyn. Am zwey und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten. 203
21. Die christliche Religion wird sich niemahls aus der Welt verlieren. Am vier und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten. 214
22. Wer wir unserer Natur, unserm Berufe und unserer Religion nach seyn. Am dritten Sonntage im Advent. 223
23. Worin die wahre Buße bestehe. Am vierten Sonntage im Advent. 233
24. Eine Homilie. Am Sonntage nach dem Christtage. 242
25. Mit welcher Gesinnung wir diese Andacht feyern sollen. Anrede beym Anfange der so genannten ewigen Anbethung. 251

Am

Bayerische Staatsbibliothek München

Am zweyten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Was Eheleute thun müssen, damit sie eine glückliche Ehe haben.

Text.

Es wurden aber auch Jesus, und seine Jünger zur Hochzeit geladen, Joh. 2, 2.

Der Ehestand ist ein ehrwürdiger Stand, denn der Zweck, wozu er von Gott eingesetzt ist, ist kein geringerer, als die Erzeugung und Erziehung des Menschen. Wer den Menschen achtet, wird auch den Stand achten, in dem nach der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung das menschliche Geschlecht fortgepflanzt, und die Zahl der vernünftigen Geschöpfe, welche zu dem Adel der Kinder Gottes, und zum ewigen Leben bestimmt sind, vermehrt wird. Jesus hat seine Hochachtung gegen diesen Stand dadurch hinlänglich zu erkennen gegeben, daß er die Einladung zu einer Hochzeit annahm, mit seiner Mutter und seinen Jüngern darauf erschien, und auf ihr sein erstes Wunder verrichtete.

Der Ehestand legt aber auch den Menschen, welche in demselben leben, gewisse besondere Pflichten auf. Erfüllen Eheleute dieselben nicht, so schänden sie ihren an sich ehrwürdigen Stand, und bereiten sich unabsehbares Elend. O, es gibt der unglücklichen Ehen eine Menge. Manche Eheleute verwünschen laut den Tag, an dem sie mit einander getraut worden sind, manche beweinen ihre unglückliche Lage im Stillen. Für Viele ist der Ehestand wirklich ein Wehestand. Alles Eheunglück kommt aber daher, daß ein Theil die Pflichten verletzt, welche er gegen den andern Theil, und überhaupt als Ehegatte zu erfüllen hat.

Thun Eheleute das, was rechtschaffene Eheleute thun müssen, so wird die Ehe eine Quelle mancherley Freuden für sie seyn, und sie werden nichts von jenen Leiden erfahren, unter deren Last so viele Verheirathete seufzen. Was müssen denn aber rechtschaffene Eheleute thun? — Nun dieses will ich euch heute zeigen. Ich will euch zeigen:

Was Eheleute thun müssen, damit sie eine glückliche Ehe haben.

Eheleute müssen

1) Erstlich einander vernünftig lieben,
2) Zweytens ihrem Hauswesen wohl vorstehen; und
3) Drittens ihre Kinder christlich erziehen.

Vernehmt mich über diese drey Stücke mit Aufmerksamkeit.

I.

Wollen Eheleute eine glückliche Ehe haben, so müssen sie einander lebenslänglich lieben. Ihr Männer, schreibt Paulus, liebet eure Weiber, wie auch Christus die Gemeinde geliebet, und sich selbst für sie dargegeben hat. Wer sein Weib liebt, liebt sich selbst. Niemand hat jemahls seinen Leib gehasset, sondern er ernährt, und pfleget ihn, Eph. 5, 25. 29. Diese Worte des Apostels gelten auch den Weibern. Wie die Ehemänner ihre Weiber, so sollen auch Eheweiber wieder ihre Männer lieben. Der Apostel versteht aber hier unter Liebe sicher nicht bloß jene natürliche Liebe, welche gewöhnlich die Ehe schließet, aber selten von langer Dauer ist. Auch ich meine hier nicht diese, sondern eine anhaltende vernünftige Liebe.

Die vernünftige Liebe, welche ich meine, bestehet aber vorzüglich in drey Stücken, a) in einer wechselseitigen sanften und schonenden Behandlung, b) in dem Bestreben die Leiden dieses Lebens einander zu vermindern, und c) die Freuden desselben zu vergrößern.

a) Erstlich bestehet die vernünftige Liebe, welche Eheleute allezeit zu einander haben sollen, in einer wechselseitigen sanften und schonenden Behandlung. Die Liebe, sagt Paulus, geräth nicht in Zorn, sie leidet alles, und sie überträgt alles, 1. Kor. 13, 5. 7. Er meinet die Menschenliebe, welches aber ganz besonders von jener Liebe gilt, welche Eheleute zu einander haben sollen. Kein Mensch ist ohne Gebrechlichkeiten, oh-

ne Schwachheiten und Fehler. Nehmen Eheleute dergleichen an einander wahr, so ist es gegen die schuldige Liebe, wenn sie deßhalb einander im Zorne und mit Bitterkeit anfahren, ihre Fehler, besonders körperliche Gebrechen und Schwachheiten des Leibs, sich einander vorwerfen, und Fluch- Schelt- und Schimpfworte gegen einander ausstoßen. Das thut die Liebe nicht. Körperliche Gebrechen und Schwachheiten des Leibs überträgt sie mit Nachsicht und Geduld, und sittliche Fehler, welche abgelegt werden können, hält sie dem andern Theile in Güte vor. „Ich dächte dieses wäre so besser, dieses würde ich lieber sehen, damit könnte mir ein Gefallen gethan werden", das ist die Sprache der Liebe, und diese Sprache ist auch mächtiger, und bewirkt uns von dem andern, was wir wünschen, weit eher, als die Worte, welche der Zorn und Unwille ausstoßet. Eheleute müssen also nie im Zorne und Unwillen über einander herfallen, sie müssen denselben beherrschen lernen, und deßhalb nie vergessen, was der Apostel sagt: Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist, Jak. 1, 20.

b) Zweytens bestehet die vernünftige Liebe, welche Eheleute zu einander haben sollen, in der Sorge, einander die Uebel dieses Lebens zu erleichtern. Die Liebe kann Andere nicht leiden sehen, kaum hat sie fremde Noth erblicket, so stehet sie schon zur Hülfe bereit. Von den Widerwärtigkeiten dieses Lebens bleibt niemand ganz frey, der König in seinem Pallaste, wie der Taglöhner unter dem Strohdache hat aus dem Leidenskelche zu trinken. Merkt nun ein Ehegatte, daß der andere leide; so muß er herzlichen Antheil daran nehmen. Schon sein aufrichtiges Mitleid wird dem leidenden Theile eine

große Wohlthat, und ein erquickender Trost seyn. Aber unthätiges Mitleid muß ihm nicht genug seyn. Alle Mittel, welche die Klugheit anräth, und welche in seinen Kräften stehen, muß er zu dessen Hülfe anwenden. Keine Mühe, keine Auslage, nichts muß ihm zu groß, nichts zu beschwerlich seyn, wenn dadurch seinem Gatten geholfen wird. Wer ist dem Manne verwandt, als seine Frau, und wer dem Weibe näher als ihr Mann? Wenn aber jemand für die Seinigen, besonders für seine Hausgenossen nicht sorget, der hat den Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Ungläubiger, sagt Paulus, 1 Timoth. 5, 8. Eheleute müssen also nicht gleichgültig seyn, wenn sie einander leiden sehen, und nie mit der Hülfe zögern.

c) Drittens bestehet die vernünftige Liebe, welche Eheleute zu einander haben sollen, in dem Bestreben, einander die Freuden dieses Lebens zu vergrößern. Die Liebe ist gütig, sagt Paulus, 1 Kor. 13, 4. Das ist die vorzüglichste Eigenschaft der Liebe, das sie gern das Wohlseyn des Andern befördert. Eheleute sollen also alles aufbiethen, einander das Leben recht angenehm zu machen. Nichts verbittert uns das Leben mehr, als wenn wir mit Menschen umgehen müssen, die allerhand Lastern, dem Neide, dem Zorne, dem Müßiggange, der Völlerey ergeben sind. Nichts hingegen erhöhet und verschönert uns auch mehr den Genuß des Lebens, als der Umgang mit Menschen, an denen wir täglich mehrere schöne Eigenschaften entdecken, die gefällig, freundlich, arbeitsam, mäßig, verschwiegen, treu und gottesfürchtig sind. Eheleute müssen mit einander leben, das Band, wel-

ches sie zusammen bindet, ist unauflösbar. Eheleute werden sich also einander am besten auch dadurch das Leben recht angenehm machen, wenn sie sich mit allem Ernste jeder schönen Tugend befleißen. Mit Wohlgefallen werden ihre Blicke auf einander ruhen, wenn sie nichts als gute Eigenschaften an einander entdecken. Eheleute müssen sich also ganz besonders die Worte des Apostels Paulus merken: Uebrigens, meine Brüder, was wahrhaftig, was wohlanständig, was gerecht, was keusch, was liebenswürdig und rühmlich ist, was irgend eine Tugend und ein Lob ist, darauf seyd bedacht, Philipp. 4, 8.

Sehet, m. L.! so sollen Eheleute einander lieben. Und werden Eheleute nicht glücklich seyn, die eine solche Liebe zu einander haben? Die einander stets mit Nachsicht und Geduld behandeln? Die einander bey allen Widerwärtigkeiten zu Hülfe eilen? Die einander das Leben zu versüßen suchen, wo und wie sie können? —

Zweytens sollen Eheleute ihrem Hauswesen wohl vorstehen.

II.

Wollen Eheleute eine glückliche Ehe haben; so müssen sie zweytens auch ihrem Hauswesen wohl vorstehen. Die Pflicht ihrem Hauswesen wohl vorzustehen hält die Kirche den Brautleuten bey ihrer Trauung mit ausdrücklichen Worten vor. Dem Manne sagt sie, daß er seine Frau ernähren, und dem Weibe, daß sie ihrem Man-

ne in der Haushaltung eine getreue Gehülfinn seyn solle. Diese Pflicht der Eheleute fordert, a) daß sie ihren Geschäften fleißig abwarten, und durch erlaubte Mittel etwas zu erwerben suchen, und b) daß sie ihr Vermögen klug zusammen halten, und nicht liederlich durchbringen.

a) Wenn Eheleute auch noch so viel zusammen bringen, so nimmt es doch ab, und es stellet sich am Ende Mangel und Dürftigkeit bey ihnen ein, wenn sie die Arbeit scheuen, und träge in ihren Berufsgeschäften sind. Schlafe ein wenig, sagt Salomon, schlummere ein wenig, schlage ein wenig die Hände in einander, daß du schlafest; so wird die Armuth über dich kommen, wie ein Wanderer, und der Mangel wie ein Mann mit einem Schilde, Sprichw. 6, 10. 11. Das heißt faule Leute werden nach und nach arm, wie der Wanderer nach und nach von einem Orte zum andern fortschreitet; und endlich gerathen sie unwiderstehlich in Mangel. Bey Mangel und Dürftigkeit können aber Menschen unmöglich glücklich seyn. Ein Ehemann muß also seinen Kopf und seine Hände brauchen, und das, was er treibt, mit Verstand und Ernst treiben. Ist er ein Ackersmann, so muß er darauf denken, seine Felder gut zu bestellen, die erhaltenen Früchte durch gerechten Handel und Wandel in Umlauf zu bringen, und auch durch die Viehezucht etwas zu gewinnen. Hat er Dienstbothen, so muß er eine genaue Aufsicht über sie führen, damit ihm nicht durch ihre Nachlässigkeit Schaden zuwachse. Ist er ein Handwerksmann, so muß er sein Gewerbe fleißig treiben, muß jene, welche bey ihm arbeiten lassen, zur rechten Zeit und mit guten Arbeiten be-

friedigen, damit sie ihn nicht verlassen, und er dann ohne Arbeit mit den Seinigen Hunger leide. Hat er ein Amt, so muß er es mit Treue und Gerechtigkeit verwalten, damit es ihm nicht gehet, wie dem ungerechten Haushalter im Evangelium, der seiner begangenen Ungerechtigkeiten wegen seines Amtes entsetzt wurde. Eine Ehefrau muß unverdrossen den weiblichen Arbeiten abwarten, und sich jene Frau zum Muster nehmen, von der es in den Sprichwörtern heißt: Sie geht mit Wolle und Flachs um, und arbeitet mit lustigen Händen, Sie ist, wie das Schiff eines Kaufmanns, von Ferne her-bringt sie Nahrung. Sie steht auf, indem es noch Nacht ist, gibt ihrem Gesinde Unterhalt, und ihren Mägden ihr Tagwerk. Sie sinnt auf einen Acker, erwirbt sich ihn, von ihrer Hände Frucht pflanzt sie einen Weinberg. Ihre Hände streckt sie nach dem Rocken, mit ihren Fingern hält sie die Spindel, u. s. w. Sprichw. 31, 13 — 19.

b) Das in den Ehestand mitgebrachte oder darin erworbene Vermögen müssen Eheleute klug zusammen halten, und nicht auf irgend eine Weise liederlich verschwenden. Reichthum zur Eitelkeit, sagt Salomon, wird weniger, Sprichwört. 63, 11. Aber nicht nur durch Hochmuth und Eitelkeit, sondern durch gar viele andere Laster wird das Vermögen angegriffen und durchgebracht. Dergleichen besonders schädliche Laster sind das leidenschaftliche Spielen, das unmäßige Trinken, und der Hang zu rauschenden Vergnügungen. Von dem blühendsten Wohlstande sind schon viele Eheleute her-

ab und in Schulden gekommen, weil sie dem einen oder dem andern dieser Laster ergeben waren. Vor diesen Lastern müssen sich also Eheleute sorgfältig hüthen. Uebersteigen ihre jährlichen Einnahmen ihre Ausgaben, so müssen sie den Ueberschuß für künftige Zeiten, für unvorgesehene Nothfälle, für Krankheiten, für das Altar, und für die Aussteuer ihrer Kinder aufheben. Merken sie, daß die Ausgaben größer werden, als die Einnahmen, so müssen sie sich von den, sonst erlaubten Vergnügen abbrechen. Sie müssen deßwegen sorgfältig ihre Einnahme gegen ihre Ausgaben vergleichen, und untersuchen, was für sie und ihre Familie nothwendige, weniger oder gar nicht nothwendige Bedürfnisse seyn.

So sollen Eheleute ihrem Hauswesen vorstehen, so sollen sie ihre Glücksgüter durch rechtmäßige Wege zu vermehren, und zu erhalten suchen! Und wird es keine Freude für sie seyn, wenn sie wahrnehmen, daß ihr Haus mit jedem Jahre zu einem größern Wohlstande kommt?

Drittens sollen Eheleute ihre Kinder christlich erziehen.

III.

Wollen Eheleute eine glückliche Ehe haben, so müssen sie endlich ihre Kinder christlich erziehen. Diese Pflicht schärft der Apostel Paulus den Eheleuten aufs nachdrücklichste ein. Ihr Väter! schreibt er, reitzet eure Kinder nicht zum Zorne, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Unterweisung des Herrn, Eph. 6, 4. Der Mensch bestehet aus Leib und Seele, die Eheleute,

wenn sie Kinder haben, müssen also a) für den Leib, und b) für die Seele ihrer Kinder besorgt seyn.

a) Ihre Sorge für den Leib ihrer Kinder muß darin bestehen, daß sie ihnen die nöthige Nahrung reichen, sie aber doch nie mit Speise und Trank überfüllen; daß sie sie reinlich halten, und deßhalb öfters waschen; daß sie sie nicht in zu stark eingeheitzte Zimmer oder in finstere Kammern einsperren, wo eine gesunde und reine Luft fehlet; daß sie sie vor jenen Gefahren bewahren, in denen sie einen ihrer Sinne, eines ihrer geraden Glieder, oder gar ihr Leben einbüßen könnten, mithin bey Zeiten ihnen die Schutzblattern einimpfen lassen; daß sie sie nicht in zu enge Kleider einzwängen, welche das natürliche Fortwachsen des Körpers verhindern; daß sie keine bösen Leidenschaften, z. B. den Zorn, den Neid u. s. w. in ihnen wurzeln lassen, welche für den Leib sowohl, als für die Seele das gefährlichste Gift sind.

b) Ihre Sorge für die Seele ihrer Kinder aber muß darin bestehen, daß sie sie in der christlichen Sitten- und Glaubenslehre, und auch in allen jenen Wissenschaften unterrichten lassen, welche zum guten Fortkommen in der Welt und im bürgerlichen Leben zu wissen nothwendig sind, und deßhalb fleißig zur Schule und christlichen Lehre anhalten; daß sie sie zum pünctlichen Gehorsame gegen ihre älterliche Befehle gewöhnen; daß sie ihren zarten Herzen Liebe zu den Menschen, und Hochachtung gegen Gott ihren Schöpfer und heiligen Gesetzgeber einzuflößen suchen; daß sie sie allezeit mit einer nützlichen und ihren Kräften angemessenen Arbeit, oder einem unschuldigen Spiele, zu beschäftigen suchen, damit sie nicht auf den Müßiggang und andere Laster verfal-

len; daß sie nie an ihnen leiden, daß sie die alten Leute, oder die Armen verspotten, und die Thiere quälen; daß sie das Lügen, Fluchen und andere dergleichen sittliche Unarten mit aller Schärfe an ihnen bestrafen.

So sollen Eheleute als Aeltern für den Leib, und so für die Seele ihrer Kinder besorgt seyn! Und wird es eine größere Seligkeit für sie geben, als diese, wenn sie sehen, daß ihre Kinder mit einem gesunden Leibe, und mit einer Seele, die das Wahre erkennt, und das Gute liebt, heranwachsen?

Schluß. Nun wisset ihr, m. L.! was Eheleute thun müssen, welche im Ehestande glücklich seyn wollen. Ihr wisset nun, daß sie selbst einander lieben, daß sie ihrem Hauswesen wohl vorstehen, und daß sie ihre Kinder christlich erziehen müssen. Saget selbst, sind nicht Mangel an Liebe unter den Eheleuten, Sorglosigkeit in der Hauswirthschaft, Nachlässigkeit in der Erziehung der Kinder, saget sind das nicht die drey giftigen Quellen, aus welchen alle ehelichen Leiden hervorgehen? — O, so liebet denn einander ihr, die ihr im Ehestande lebet, denket, daß Gott euch mit einander verbunden habe, diese Reise durch das Leben mit einander gemeinschaftlich zu machen, und einander die kurze Lebenszeit zu versüßen! Stehet euerm Hauswesen wohl vor, arbeitet und sparet, und vergesset nicht, daß einst der Weltrichter euch zurufen werde: Leget Rechnung ab von eurer Haushaltung! Wendet alle Sorgfalt auf die gute Erziehung eurer Kinder, und beherziget es, daß Gott ihre Wohlfahrt in eure Hände gelegt habe, und daß sie einst eure Ankläger seyn werden, wenn sie durch eure Schuld zu Grunde gehen! Amen.

Am dritten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn.

Wie die Dienstbothen ihrer Herrschaft dienen sollen.

Text.

Ich habe Kriegsknechte unter mir, sage ich nun zu einem: geh hin, so geht er; und zum andern: komm her, so kommt er, und zu meinem Knechte: thu das, so thut er's, Matth. 8, 9.

Das heutige Evangelium stellet uns einen heidnischen Hauptmann vor, welcher recht sehr für seinen kranken Knecht besorgt war. Er ging wegen ihm selbst zu Jesu, er demüthigte sich vor ihm, und bath ihn inständig um seine Gesundmachung. Alles wand er an, seinem Knechte zu helfen. Ein für christliche Herrschaften recht nachahmungswürdiges Beyspiel.

Aber auch dieser kranke Knecht des Hauptmanns muß ein treuer Knecht, ein fleißiger Diener seines Herrn gewesen seyn, weil sich sein Herr so sehr für ihn verwendete, und weil der Hauptmann selbst sagte: Sage ich zu meinem Knechte: thu das, so thut er's. Auf den ersten Wink, auf ein Wort war er seinem Herrn gehorsam. Also auch ein recht nachahmungswürdiges Beyspiel für christliche Dienstbothen.

Und das könnte mir nun eine Veranlassung seyn, von den Pflichten zu reden, welche Herrschaften und Dienstbothen gegen einander zu erfüllen haben. Allein das würde mich zu weit führen, wenn ich von beyder Pflichten reden wollte. Ich will deßwegen heute bloß die Pflichten aus einander setzen, welche den Dienstbothen gegen ihre Herrschaft obliegen. Ich will ihnen auf eine recht faßliche Art zeigen, wie sie ihrer Herrschaft dienen sollen, damit sie vor ihrem Gewissen, vor Gott und ihrer Herrschaft bestehen können. Nun wie sollen denn Dienstbothen ihrer Herrschaft dienen? — Ich sage:

Dienstbothen sollen ihrer Herrschaft

1) **Fleißig,**
2) **Treu, und**
3) **Ehrerbiethig dienen.**

Seyd recht aufmerksam.

I.

Es gibt mehrere Leute, welche einen oder mehrere Menschen, zur Erleichterung ihres Hauswesens, auf eine bestimmte Zeit um einen festgesetzten Lohn in ihren Dienst nehmen, solche Leute heissen Herrschaften. Diejenigen Personen aber, welche auf solche Weise sich von einer Herrschaft haben dingen lassen, werden Dienstbothen genannt. Nun diese, die Dienstbothen müssen erstlich ihrer Herrschaft fleißig dienen.

Die Dienstbothen müssen ihrer Herrschaft fleißig dienen, das heißt, sie müssen in dem Dienste ihrer Herrschaft so viel arbeiten, als sie können,

und so gut, als sie können, und das allezeit, nicht nur dann, wenn die Augen ihrer Herrschaft auf sie gerichtet sind. Es gibt Knechte und Mägde, welche ihre Arbeit nur so lange thun, als sie unter der Aufsicht ihrer Herrschaft arbeiten, aber so bald sie ohne Aufsicht sind, von der Arbeit nachlassen, müßig hinstehen und stundenlang mit andern plaudern. Das sind keine fleißigen Dienstbothen, das sind Augendiener, und vor einem solchen Augendienste warnet der Apostel Paulus alle Dienstbothen. Ihr Knechte, schreibt er, gehorchet in euern Verhältnissen den Herren mit Furcht und Zittern in Einfalt euers Herzens, wie Christo, nicht als Augendiener, als wollet ihr den Menschen gefallen; sondern als Knechte Christi, die den Willen Gottes gern erfüllen, Eph. 6, 5. 6. Es gibt andere Knechte und Mägde, welche ihre Arbeit thun, aber so sorglos, nachlässig und obenhin thun, daß ihre Herrschaft wenig Nutzen, was sage ich Nutzen? ja Schaden davon hat. Oder ist schlechtgethane Arbeit nicht schädlicher, als gar keine Arbeit? Hat die Herrschaft nicht Schaden davon, wenn ihrem Viehe schlecht gewartet, und wenn ihr Feld schlecht bestellt wird? Das sind faule, das sind nachlässige Dienstbothen. Fleißige Dienstbothen brauchen ihren Herrn nicht in der Nähe, sie thun von selbst, was sie thun können, und thun alles so gut, als sie es thun können.

Daß die Dienstbothen ihrer Herrschaft fleißig zu dienen schuldig seyen, darüber kann niemanden ein Zweifel einfallen. Warum geben die Herrschaften ihren Dienstbothen Kost und Lohn? Doch gewiß nicht einer schlechten und nachlässigen, sondern nur ei-

ner fleißigen Arbeit wegen? Zu einer fleißigen Arbeit verbinden sich ja auch die Knechte und Mägde, wenn sie sich verdingen, und mit ihrer Herrschaft einen Vertrag eingehen. Dienstbothen, die nicht fleißig sind, betriegen also ihre Herrschaft um das Brot und den Lohn, handeln gegen die Wesenheit des eingegangenen Vertrags, und verletzen ihr Gewissen.

Seyd also fleißig in euerm Dienste, ihr Dienstbothen! Ich weiß wohl, daß euer Stand ein harter Stand sey, und daß euch oft die Arbeit schwer falle. Allein wer hat euch in diesen Stand gesetzt? Hat es nicht Gott gethan? Und wer legt euch die Arbeit auf? Thut es nicht Gott? Ihr dienet also in euerm Stande zugleich Gott, und eure Arbeit mit dem gehörigen Fleiße verrichtet, ist zugleich Gott so angenehm, als das Bethen und Kirchengehen. „Ich diene in meinem Stande zugleich auch Gott"; „meine Arbeit ist Gottesdienst, ist gottgefällig": sollten diese Gedanken euch nicht antreiben, recht fleißig in euerm Dienste zu seyn? —

Aber nicht nur fleißig, sondern auch treu sollet ihr in euerm Dienste seyn.

II.

Die Dienstbothen gehören zu den Hausgenossen, vor den Hausgenossen kann man aber nicht alles verschließen und verriegeln, man muß ihnen vieles offen lassen, man muß ihnen auch vieles anvertrauen, Dienstbothen müssen deßwegen ehrlich, oder wie ihr zu sagen pfleget, treu seyn.

Die Dienstbothen müssen ihrer Herrschaft treu dienen, das will so viel sagen, sie müssen ihrer

Herrschaft nichts entwenden, ihr nichts aus dem Hause tragen, von dem Eigenthume ihrer Herrschaft nichts an andre verschenken. Es gibt Dienstbothen, welche entweder Getreide und andere Sachen aus dem Hause tragen, und an schlechte Leute verkaufen, oder allerhand Eßwaren ihren Kameraden, ihren armen Aeltern und Anverwandten zuschleppen, oder verschiedene Nahrungsmittel, Obst und dergleichen sich selbst zueignen, und ingeheim verzehren. Das sind keine treuen Dienstbothen, das sind ungerechte Menschen, das sind Diebe. „Ich habe einen geringen Lohn, und muß doch hart und schwer arbeiten; meine Herrschaft ist reich, und kann so etwas leicht entbehren; meine Aeltern, Freunde und alle jene, denen ich etwas gebe, sind arm, und brauchen es sehr nothwendig; es sind auch nur Kleinigkeiten, die ich entwende": mit diesen und dergleichen Sprüchen suchen sie ihre Untreue zu entschuldigen. Allein das sind lauter leere Entschuldigungen; die, welche so etwas thun, sind und bleiben Diebe. Treue Dienstbothen thun so etwas nie, nicht einen Häller stehlen sie, nicht eine Birne nehmen sie heimlich hinweg, nicht eine handvoll Spreue entwenden sie. Wer Pfennige stiehlt, denken sie, und händevoll entwendet, kann auch Thaler stehlen, und Scheffel veruntreuen. Die Menge macht nicht den Dieb, sondern das Mein und Dein.

Daß die Dienstbothen zur Treue verbunden seyen, das liegt auf flacher Hand. Jeder Mensch hat ja schon das ausdrückliche Geboth Gottes: Du sollst nicht stehlen. Jedem Christen hat ja schon Paulus jene Worte gesagt: Die Diebe werden das Reich Gottes nicht erben, 1 Kor. 6, 10. Und den Dienstbothen wird von der

der heil. Schrift insbesondere die Treue eingepräget. Predige, befiehlt Paulus dem Titus, predige den Knechten, daß sie ihre Herren nicht betriegen — ihnen nichts veruntreuen, Tit. 2, 9.

Die Treue, ihr Dienstbothen, ist das schönste Kleid an einem Knechte, an einer Magd. Einen treuen Knecht lobt der Herr im Evangelium, Matth. 25. Eine treue Hand geht durchs ganze Land; und ehrlich währt am längsten. Daran denket, und vergreifet euch nie an dem Eigenthume eurer Herrschaft!

Drittens endlich sollen Dienstbothen ihrer Herrschaft ehrerbiethig dienen.

III.

So lange Dienstbothen in einem Hause dienen, so lange sind der Herr und die Frau des Hauses ihre Vorgesetzten, welchen sie deßhalb ehrerbiethig begegnen müssen.

Dienstbothen sollen ihren Herren und Frauen ehrerbiethig dienen, das ist, sie sollen ihnen nicht widersprechen, nicht gegen sie murren, sie nicht verachten, auslachen und ausbringen; sondern sich willig, freundlich und höflich gegen sie verhalten. Manche Knechte und Mägde geben ihrer Herrschaft unverschämte Antworten, machen ihr trotzige Gesichter, werfen ihr mürrische Blicke zu, und fahren sie ungestüm und zornig an. Manche sind geschwätzig, und machen alles, was sie Fehlerhaftes im Hause und an ihrer Herrschaft wahrnehmen, überall bekannt. Diese ihre Grobheiten und Unarten entschuldigen sie damit, daß sie sagen, ihre Herrschaft

bringe es an sie, sie sey gar zu eigensinnig und wunderlich. Allein das entschuldigt ihre Fehler nicht. Wir dürfen nie die Pflichten verletzen, welche wir gegen andere zu erfüllen haben, wenn auch sie jene Pflichten verletzen, welche sie gegen uns haben. Rechtschaffene Dienstbothen thun ihre Schuldigkeit, zeigen sich nicht unwillig und verdrossen, auch wenn sie einer schlimmen und wunderlichen Herrschaft dienen.

Das Christenthum verlangt es auch ausdrücklich, daß sich die Dienstbothen gegen ihre Herrschaft ehrerbiethig betragen sollen. Ihr Knechte, schreibt Paulus, seyd gehorsam euern leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern, das ist, mit Ehrfurcht, Eph. 6, 5. Und Petrus schreibt: Ihr Knechte! seyd den Herren, nicht allein den guten und billigen, sondern auch den bösen mit aller Furcht — mit aller Ehrerbiethigkeit — unterthänig, 1. Br. 2, 18.

So betragt euch also auch ehrerbiethig gegen eure Herren und Frauen ihr Dienstbothen! Bedenket, daß Grobheit und Unhöflichkeit jeden Menschen schänden, an Dienstbothen aber ganz unerträglich seyn! Bedenket, daß ihr nicht so wohl den Menschen, als vielmehr dem Herrn dienet, und daß es der Wille des Herrn sey, daß ihr so in euerm Berufe lebet?

Schluß. Auf diese Weise, fleißig, treu und ehrerbiethig also sollen Dienstbothen ihrer Herrschaft dienen, wenn sie ihrem Gewissen genug thun, und einst vor Gott, dem Richter aller Menschen bestehen wollen. Und wenn Dienstbothen ihrer Herrschaft so dienen, dann sieht Gott gewiß auch

mit Wohlgefallen auf sie herab; denn er siehet nicht auf die Person, und nicht auf den Stand; sondern nur auf die Gewissenhaftigkeit, mit welcher jemand in seinem Berufe lebt. Dann wird er auch ihren Fleiß und ihre Arbeitsamkeit seiner Belohnung, seines Himmels werth halten; denn bey ihm kommt es nicht darauf an, was man thuet; sondern wie man es thut. Nur müssen Dienstbothen zugleich sich vor andern schädlichen Lastern, besonders vor dem abscheulichen Laster der Unzucht hüthen; denn aller Fleiß und Schweiß ist für den Menschen ohne Verdienst, wenn er im Stande einer schweren Sünde lebt. — So erfüllet denn eure Pflichten ihr Dienstbothen, die ihr als Dienstbothen auf euch habt, und hüthet euch nebenbey als Menschen und als Christen vor allen schändlichen Handlungen! — Fällt euch etwas in euerm Stande besonders schwer, so werdet deßwegen nicht ungeduldig und unzufrieden; sondern denket: Gott ist mein Lohn! Und reitzet euch euer Fleisch, oder das böse Beyspiel Anderer zu einer bösen That, so williget nicht in die Vollbringung derselben ein; sondern denket wie der fromme Aegyptische Joseph: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun, und in den Augen meines Gottes sündigen! Amen.

Am Feste der Reinigung Mariä.

Eine Homilie.

Text.

Da die Tage der Reinigung Mariä nach dem Gesetze Moses erfüllet waren, trugen sie das Kind Jesus nach Jerusalem, damit es dem Herrn geopfert würde, Luk. 2, 22.

Es ist ein großer Vorzug unserer heiligen Religionsbücher, daß sie uns mehr durch Beyspiele edler Menschen, als durch bloße trockene Sätze aus der Sittenlehre über unsere Pflichten unterrichten. Sie stellen uns vorerst in Jesu, unserm Heilande, das erhabendste Tugendmuster vor, auf das wir nur hinzusehen brauchen, um zu lernen, wie tief unsere Ehrfurcht gegen Gott, das heiligste Wesen, wie feurig unsere Liebe gegen die Menschen, unsere Brüder, und wie groß die Achtung seyn müsse, welche wir gegen uns selbst, als vernünftige Geschöpfe, haben sollen. Sie stellen uns hernach die Apostel vor, und zeigen uns in ihrem Beyspiele, mit welchem Eifer man das Gute in der Welt befördern, und mit welcher Uneigennützigkeit und Treue man seinen Berufsgeschäften abwarten müsse. Auch noch manche andere Beyspiele der Geduld, der Demuth,

des Vertrauens auf Gott, der Feindesliebe u. s. w. stellen sie uns vor Augen. Wie schön ist z. B. nicht das, wie lehrreich und erbaulich, was uns das heutige Evangelium von Maria, der Mutter Jesu, und von dem alten Simeon, diesem gerechten und gottesfürchtigen Manne, erzählet! Wer bemerket nicht mit Wohlgefallen die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Maria den Forderungen des mosaischen Gesetzes nachlebet! und wer hört nicht mit Entzücken die Worte, mit welchen der alte Simeon die hohe Bestimmung Jesu zum Lehrer aller Völker, und seine Freudigkeit über seine nahe Auflösung von den Banden des Leibes ausspricht!

Lasset uns heute bey dem stehen bleiben, was uns das festtägliche Evangelium von ihnen erzählet! Lasset uns sehen, was wir nach dem abgelesenen Evangelium

1) Von Maria,
2) Von dem alten Simeon

Lehrreiches und Erbauliches lernen können!

I.

Von Maria, der Mutter Jesu, erzählet uns das heutige Evangelium, daß sie im Tempel zu Jerusalem erschienen sey, erstlich um sich als Kindbetterinn reinigen zu lassen, zweytens um Jesum, ihren erstgebornen Sohn, dem Herrn darzustellen, und durch ein Opfer vom Tempeldienste loszukaufen. Es war nähmlich, nach dem Gesetze Moses, jede Mutter, die einen Knaben geboren hatte, vierzig Tage nach der Geburt gesetzlich unrein, das ist, sie durfte weder im Tempel bey dem Gottesdienste, noch

in andern Gesellschaften bey den Menschen erscheinen. Dieses durfte sie nur dann erst wieder thun, wenn sie nach dem Verlaufe dieser Zeit wieder im Tempel gereiniget worden war. Es war ferner im Gesetze Moses befohlen, daß alle erstgebornen Söhne Gott, das ist, den gottesdienstlichen Verrichtungen im Tempel gewidmen seyn sollten. Hatte also eine Mutter zum ersten Mahle einen Sohn geboren, so mußte sie ihn in den Tempel tragen, und, wenn sie ihn nicht dem Tempeldienste überlassen wollte, denselben mit einem Opfer davon loskaufen. Um diese zwey Gebothe der jüdischen Religion zu erfüllen, deßwegen also ist dieses Mahl Maria im Tempel zu Jerusalem erschienen.

Ist das nicht schön, m. L.! wenn ein Mensch so pünctlich den Forderungen seiner Religion nachlebt! Die jüdische Religion hatte viele willkürlichen und schwer zu erfüllenden Gebothe. Wie blutig war nicht die Beschneidung, welcher sich die Juden unterwerfen mußten? Wie beschwerlich war nicht die vorgeschriebene Reise in den Tempel an den hohen Festtagen für jene, welche weit von Jerusalem entfernt wohnten? Wie streng war nicht das Geboth, bey Todesstrafe am Sabbathe keine Arbeit zu verrichten? Wie lästig und kostspielig waren nicht die vielen Opfer, welche die Juden entrichten mußten? Daß das jüdische Gesetz eine schwere Bürde für die Menschen war, das hat der Apostel Petrus selbst in der Apostelgeschichte bezeuget. Warum, so sprach er zu einigen Lehrern, welche aus einem unzeitigen Eifer die Heidenchristen zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes verbinden wollten, warum versuchet ihr Gott, und wollet den Jüngern — den Christen — ein Joch auf

den Hals legen, welches weder unsere Väter, noch wir haben tragen können, Apostelgesch. 15, 10. Und doch, so schwer auch die Gesetze der jüdischen Religion zu erfüllen waren, hat Maria sie pünctlich und gewissenhaft erfüllet!

Jesus, der Sohn Mariä, der Bevollmächtigte der Gottheit hat das Gesetz Moses aufgehoben. Christus ist des Gesetzes Ende, sagt Paulus, Röm. 10, 4. Dafür hat er uns ein Gesetz gegeben, das weit heiliger ist, als das Gesetz Moses, das auf die innere Reinigung der Menschen hinarbeitet, ein Gesetz, welches kein anderes ist, als das Gesetz unserer Vernunft, das heilige Gesetz unsers Gewissens, jenes ewige Gesetz, welches Gott, der höchste und heilige Gesetzgeber selbst, schon jedem Menschen in das Herz geschrieben hat, Röm. 2, 15. Zur Erfüllung dieses Gesetzes ladet uns Jesus auch liebreich und freundlich ein. Nehmet mein Joch auf euch, ruft er uns zu, und ihr werdet Ruhe in euern Seelen finden; denn mein Joch ist süß, und meine Bürde ist leicht, Matth. 11, 29. 30. Zur Erfüllung dieses Gesetzes haben wir uns auch, nebst dem daß wir schon von Natur aus als vernünftige Geschöpfe dazu verbunden sind, noch ins besondere anheischig gemacht. Dort bey der Taufe schon haben wir, auf eine feyerliche Weise, dem Teufel und seinen Werken, das ist der Sünde, abgesagt, und versprochen, nach den Sittenvorschriften der Religion Jesu zu leben.

Dieses Gesetz ist im Vergleiche des jüdischen Gesetzes auch wirklich ein leichtes Gesetz, es ist ein sanftes Joch und eine süße Bürde. Du sollst Gott über

Alles lieben, sagt es, und ist dieses schwer? Ist es schwer, den zu lieben, der das höchste und liebenswürdigste Gut ist? Ist es schwer, den zu lieben, der uns zuvor geliebt hat, der uns mit Wohlthaten überhäufet, der unser beste Vater, und zärtlichste Freund ist? Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, sagt es ferner, und ist dieses schwer? Ist es schwer, den zu lieben, der eine gleiche Natur mit uns hat, der unser Bruder, der das Ebenbild Gottes ist? Und an diesen zweyen Gebothen hängt ja das ganze Gesetz und die Propheten, wie Jesus sagt, Matth. 22, 40. Und doch klügeln und witzeln wir so oft über dieses heilige, ewige und leichte Gesetz, und möchten uns von der Verbindlichkeit, es zu erfüllen, losmachen! Und doch übertreten wir es wirklich so oft, und in so vielen Stücken, übertreten es fast täglich! Ist das nicht schändlich? Maria hat die willkürlichen und schweren Forderungen des mosaischen Gesetzes erfüllet, und wir übertreten das heilige, ewige und leichte christliche Gesetz: Ist das keine Schande, keine ewige Schande für uns!

O, lasset uns, m. L.! das christliche Gesetz so pünctlich und gewissenhaft erfüllen, wie Maria das jüdische Gesetz erfüllte! Lasset uns Jesu unserm Heilande Gehör geben, wenn er uns mit der Liebe des besten Vaters zuruft: Nehmet auf euch mein Joch! Lasset uns dem heiligen Gelübte, das wir in der Taufe abgelegt haben, gemäß leben, wir sind sonst bundbrüchige, wir sind sonst meineidige Menschen.

Nun wollen wir noch sehen, was wir von dem alten Simeon lernen können.

II.

Von dem alten Simeon erzählet uns das heutige Evangelium, daß er mit Sehnsucht auf den Welterlöser gewartet, daß er in dem Knaben Jesu denselben erkannt, deßhalb ihn auf seine Arme genommen, Gott gepriesen und gesagt habe: Nun entlassest du, o Herr! deinen Knecht, nach deinem Worte, in Frieden.

Das Jüdische Volk war damahls in der erbarmungswürdigsten Lage. Es seufzete unter dem Drucke einer fremden Oberherrschaft, es ward von einem Betrieger nach dem andern zum Aufruhre gereitzt, und durch allerhand Vorspiegelungen getäuscht, und was das Allerschlimmste war, es nahm unter ihm die Unwissenheit in der Religion und Sittenlehre, und mit ihr die Unsittlichkeit täglich mehr überhand. Diese traurige Lage, in welcher sich das Jüdische Volk befand, ging dem alten Simeon sehr zu Herzen. Er war alt, war seinem Ziele nahe, und hatte auf dieser Erde für seine Person weiter keine besonderen Wünsche mehr! Aber das war sein feurigster Wunsch, daß seine Landsleute von ihrem Drucke, von ihrer Unwissenheit und Lasterhaftigkeit befreyet werden möchten. Und als er die Erfüllung dieses seines Wunsches in der Nähe sah, da war er ganz freudetrunken, da pries er Gott, da sagt er, daß er nun gern und zufrieden sterbe.

Sehet, m. L.! so nimmt der gute Bürger Antheil an dem Wohl' und Wehe seines Vaterlandes! so glühet die Vaterlandsliebe in seinem Herzen! O, der Eigennutz nimmt oft unsere ganze Seele ein! Wir mögen oft nicht das Geringste zu den Bedürfnissen des Vaterlandes beytragen! Wir stehen oft

den gemeinnützigsten Anstalten, der Verbesserung des Schul- Kirchen- und Armenwesens geradezu im Wege! Wir schreyen über die besten Verordnungen, so bald sie nur etwas unserm Eigennutze, oder unserer Gemächlichkeit entgegen sind! Wir übertreten ungescheut die Landesgesetze! Uns liegt wenig an dem allgemeinen Wohlstande, wenn es nur uns wohl ist! So hat es der alte Simeon nicht gemacht, und macht es kein guter Bürger. Der gute Bürger freuet sich über das Wohl des Vaterlandes, wie über sein eigenes Wohl, und sucht dasselbe auf alle mögliche Weise zu befördern; und die Noth des Vaterlandes geht ihm zu Herzen, wie seine eigene Noth, und ist bemühet, derselben abzuhelfen.

Lernet hier auch, m. L.! lernet hier von dem alten Simeon, wie wenig sich der Gerechte vor dem Tode fürchtet, wie ruhig er seinem Ende entgegen sehe!

Dem Gottlosen, dem Sünder ist der Tod fürchterlich, weil ihn sein Gewissen anklagt, verurtheilt, und nichts Gutes von dem Richter alles Fleisches, dessen Gebothe er so oft leichtsinnig übertreten hat, dort in die Ewigkeit erwarten läßt. „Du hast so oft deine Standes- und Berufspflichten vernachlässiget, du warst ein schlechter Vater, ein liederlicher Haushalter, ein ungehorsamer Unterthan; du hast so oft dich der Unmäßigkeit und Völlerey überlassen; du hast so oft durch freche Worte, Mienen und Geberden die Unschuld geärgert; du hast so oft Gewaltthätigkeiten an deinem Nächsten verübt; du hast so oft die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen im Zorne ausgestoßen, du kannst also nach deinem Tode von Gott nichts anders hören, als jene schrecklichen Worte: Geh hinweg von mir du Verfluch-

ter! geh fort ins ewige Feuer!" — so ruft dem Sünder sein Gewissen zu: und das ist die Ursache, warum er vor dem Tode als vor dem größten Uebel zurück bebt.

Nicht so ist es bey dem Gerechten, bey dem Tugendfreunde. So wenig als sich ein müder Taglöhner vor dem Schlafe, ein ermatteter Wandersmann vor einer guten Herberge, und ein Schiffer vor dem lang gesuchten sichern Hafen fürchtet; so wenig fürchtet sich der Rechtschaffene vor dem Tode. Der Gerechte siehet in ihm den Engel des Friedens, welcher ihn vom Lande der Unruhe in das Land der Ruhe, aus dem stürmischen Meere an das Gestade des himmlischen Vaterlandes hinüberführet. Er fürchtet sich nicht vor Gott zu erscheinen, sondern weil ihn sein Gewissen der Seligkeit würdig erkläret, so hört er schon im Geiste jene lieblichen Worte, die sein Richter ihm zurufen wird: „Komm Auserwählter! komm und besitze das Reich, das im Anfange für alle Guten bereitet worden ist!"

So lasset uns denn, m. L.! gerecht und gottesfürchtig leben, damit wir wie der alte Simeon, den Tod nicht zu fürchten brauchen! damit wir getrost und ruhig mit sprechen können: Nun entlassest du, o Herr! deinen Knecht, nach deinem Worte, im Frieden!

Schluß. Viel Lehrreiches und Erbauliches haben wir jetzt von Maria, und dem alten Simeon aus dem heutigen Evangelium gelernet. Von Maria haben wir gelernt, wie pünctlich und gewissenhaft man den Vorschriften seiner Religion nachleben müsse. Und von Simeon haben wir gelernt, wie man an dem Wohl' und Wehe des Vaterlandes warmen

und thätigen Antheil nehmen müsse, und daß man den Tod nicht zu fürchten brauche, wenn man tugendhaft und gottesfürchtig lebet. Das, was wir von Maria und dem Simeon gelernt haben, wollen wir aber auch zu Herzen nehmen, und in Ausübung zu bringen suchen; denn nichts nützet das Wissen, wenn man nicht darnach thuet. Selig seyd ihr, sagt Jesus, nicht wenn ihr das wisset, was ich euch lehre, sondern wenn ihr es thuet, Joh. 13, 17. Amen.

Am Sonntage Sexagesima.

Warum das Wort Gottes bey vielen Zuhörern keine guten Wirkungen hervorbringe.

Text.

Es ging ein Säemann aus, seinen Samen zu säen, und da er säete, fiel ein Theil auf den Weg, ward zertreten, und die Vögel der Luft fraßen ihn auf, Luk. 8, 5.

Bey Durchlesung des heutigen Evangeliums wird man Anfangs auf die angenehmste Weise überrascht. Wenn man sieht wie das Volk eine Zeit lang auf

seine irdischen Angelegenheiten vergißt, wie es aus den Städten und Dörfern zu Jesu hinaus eilet, wie es sich zu dem Besten aller Lehrer hindränget, um die Lehren der Weisheit von seinem Munde zu vernehmen; so kann man seine Freude darüber nicht verbergen. Das ist ein gutes und lernbegieriges Volk, denkt man, das hungert und durstet nach besserer Erkenntniß, das weiß den Sitten- und Religionsunterricht zu schätzen. Aber diese Freude dauert nicht lange. Wenn man weiter fortlieset, und aus der Gleichnißrede Jesu vernimmt, daß der Same des Wortes Gottes, den er ausstreuet, größten Theils auf unfruchtbaren Boden fällt, daß seine Belehrungen bey den meisten Zuhörern ohne Nutzen sind; so geht die anfängliche Freude in Betrübniß über. Eine so große Menge Zuhörer, denkt man jetzt, und ein so weiser Lehrer, und doch so Wenige, die durch seinen Unterricht erleuchtet und gebessert werden.

Woher kommt es denn aber, m. L.! daß der Same des Wortes Gottes, welcher ausgestreuet wird, größten Theils auf steinigten, auf unfruchtbaren Boden fällt? Woher kommt es, daß der Sitten- und Religionsunterricht so wenig Nutzen stiftet, daß er bey vielen Zuhörern keine Früchte der Besserung, keine Früchte der Tugend hervorbringt? So viele Predigten, und so wenig Nutzen von ihnen: woher kommt dieses? — Woher dieses kommet, das will ich euch heute zeigen. Ich will euch zeigen:

Warum das Wort Gottes bey vielen Zuhörern keine guten Wirkungen hervorbringe.

Ich sage:

Das Wort Gottes bringt bey vielen Zuhörern keine guten Wirkungen hervor,

1) Weil sie es nicht aufmerksam anhören,
2) Weil sie es nicht gehörig überdenken; und
3) Weil sie zu sehr in das Irdische vertieft sind.

Vernehmet mich.

I.

Dem Worte Gottes wird in der h. Schrift eine große Kraft zugeschrieben. Der Psalmist nennet es eine Fackel, welche dem Menschen leuchtet, damit er den Weg zu seinem Ziele nicht verfehlet. Dein Wort, spricht er, ist meines Fußes Leuchte, und ein Licht auf meinem Wege, 118. Ps. 105. V. Der Prophet Jeremias nennt es einen Hammer, der steinharte Herzen zermalmet, Jer. 23, 29. Der Apostel Paulus vergleicht es mit einem zweyschneidigen, Alles durchdringenden Schwerte, Hebr. 4, 12. Und Jesus selbst vergleicht es mit dem Sauerteige, der eine ganze Masse Mehl durchdringet und durchsäuert. Das Himmelreich, sagt er, nähmlich die Lehre des Christenthums, das Wort Gottes, ist gleich einem Sauerteige, welchen ein Weib nahm, und unter drey Metzen Mehl mischte, bis das alles durchsäuert war, Matth. 13, 33.

Und daß das Wort Gottes auch wirklich eine große Kraft habe, das hat schon lange die Erfah-

rung hinlänglich bestätiget. Was war der Apostel Paulus vor seiner Bekehrung? Er war ein Wütherich, der den Weinberg des Herrn verwüstete, ein Wolf, dessen einzige Lust es war, die Schafe Christi zu zerreissen. Wer hat seine Wuth besänftiget, wer hat ihn zu einem zahmen Lamme umgeschaffen? Das Wort des Herrn, Apostelg. 9. Was waren Matthäus und Zachäus vor ihrer Bekehrung? Sie waren verschrieene, habsüchtige und ungerechte Menschen. Wer hat eine Sinnesänderung in ihnen bewirkt? Das Wort Gottes. Was war Magdalena vor ihrer Bekehrung? Sie war eine in der ganzen Stadt verrufene Buhlerinn. Wer hat sie von dem Sündenschlafe zum sittlichen Leben erwecket, und ihre Seele vom Untergange gerettet? Das Wort des Herrn, Luk. 10. Wer hat die Heiden und Juden von ihrer erschrecklichen Blindheit, von ihrer Unwissenheit und Unsittlichkeit befreyet, wer hat ihren Verstand erleuchtet und ihr Herz gebessert? Das Wort Gottes.

Und deßwegen, weil das Wort Gottes eine so große Kraft hat, deßwegen werden alle Menschen ermahnet, dasselbe anzuhören und anzunehmen. Nehmet das eingepflanzte Wort, den evangelischen Unterricht, mit Sanftmuth an, daß eure Seelen retten kann, sagt Jakobus, 1, 21. Und Jesus selbst sagt: Selig sind die, welche Gottes Wort hören, und es in ihrem Herzen behalten, Luk. 11, 28.

Warum das Wort Gottes aber, welches so kräftig ist, bey vielen Zuhörern wenig oder gar nichts wirket, davon ist die erste Ursache diese, weil sie es nicht aufmerksam anhören. Wer Ohren

hat zu hören, der höre: sagt Jesus im heutigen Evangelium. Dieses Ausdruckes bediente er sich öfters, und er wollte damit die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf das, was er vortrug, hinlenken, weil er wohl wußte, daß auch der beste Unterricht, und die heilsamste Wahrheit bey unaufmerksamen Zuhörern keinen Nutzen stiften könne. Was ohne Aufmerksamkeit gehört wird, das gleitet von den Ohren ab, und kommt nicht in die Seele, was aber nicht in die Seele kommt, kann auch keine guten Gedanken und Entschließungen in ihr erwecken. Und wie hören viele die Verkündigung des Wortes Gottes?

Viele hören das Wort Gottes ohne alle Aufmerksamkeit an. Weil sie es von Jugend auf alle Sonn- und Feyertage verkündigen hörten, und weil sie es jetzt noch an diesen Tagen vortragen hören, so denken sie, das wäre eine Sache alten Herkommens, eine Sache, welche die Prediger amteshalber thun müßten, bedenken aber nicht, das dieses zu ihrem Besten geschehen, daß dieser Unterricht für ihr Seelenheil nothwendig sey, daß der Mensch ohne Unterricht, ohne Erinnerung an seine Pflichten, ohne Ermahnung und Aufmunterung in Ausübung des Guten immer lauer und träger werde, sich immer mehr und mehr in das Irdische vertiefe, den Sinn für das Himmlische und Ewige endlich verliere, und dann von einer Sünde in die andere falle, und darin verharre. Und weil sie dieses nicht bedenken, so geben sie auf die Verkündigung desselben auch wenig oder gar nicht Acht, die Kinder spielen, die erwachsene Jugend denkt an Tanz und Spiel, und andere Lustbarkeiten, und die Väter und Mütter haben ihre Gedanken bey ihren Haus- und Feldgeschäften. Kann bey solchen Zuhörern eine Predigt

Nut-

Nutzen stiften? Mag der Prediger der eifrigste Mann seyn, mag er es mit der Sache Gottes, mit der Beförderung des Seelenwohles seiner Zuhörer noch so gut meinen, mag er deutlich, faßlich und nachdrücklich reden, seine Mühe ist fruchtlos, weil er zu Menschen redet, von denen man sagen kann, was die heil. Schrift von den Götzenbildern sagt: Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, 113. Ps. 5 und 6.

Soll der Same des Wortes Gottes bey euch, m. L.! nicht auch auf unfruchtbaren Boden fallen, soll es bey euch Früchte der Tugend hervorbringen, so ist das Erste, was ihr thun müsset, dieses: Ihr müsset es mit gespannter Aufmerksamkeit anhören. Wie der Kranke die Worte des Arztes; so müsset ihr jedes Wort der Predigt aufmerksam anhören, und begierig auffassen. So bald das Evangelium, über welches geprediget wird, abgelesen wird, müsset ihr euch allen andern Gedanken entschlagen, und denken: Nun bin ich da, und nun ist es meine Pflicht, die Worte des Heils verkündigen zu hören. Wisset ihr, wie lehrbegierig Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, vor den Füßen Jesu saß, wie aufmerksam sie jedes Wort anhörte, das von seinen Lippen floß, wie sie so ganz Auge und Ohr war, und dabey auf alles Irdische vergaß! So aufmerksam müsset ihr auch das Wort Gottes anhören, wenn es in eure Seele eindringen, euern Verstand erleuchten und euer Herz für das Gute erwärmen soll.

Die zweyte Ursache, warum das Wort Gottes in vielen Zuhörern keine Früchte her-

vorbringet, ist diese, weil sie es nicht gehörig überdenken.

II.

Das Wort Gottes ist die Nahrung der Seele. Wie es aber wenig nützet, und den Leib nicht stärket, wenn der Magen Speise und Trank aufnimmt, sie aber nicht verdauet, und zu Saft und Blut verarbeitet; so nützet es auch wenig, wenn der Mensch das Wort Gottes in seine Seele aufnimmt, aber nicht darüber nachdenkt. Nur dann, wenn man es erst selbst reiflich erwäget, und es wahr sey, daß sie das Ebenbild Gottes in ihm entstelle, daß sie ihn mit Scham und Reue erfülle, daß sie einen stets beunruhigenden Stachel in seinem Gewissen zurücklasse: nur dann wird man sich entschließen, sie zu fliehen. Du bist ein rechter Thor, wird man bey sich denken, daß du dich diesem und jenem Laster überläßt, welches deine Seele schändet, und sie auf so mancherley Weise beunruhiget. Und umgekehrt, nur dann, wenn man es selbst ernstlich bedenkt, wie wahr es sey, das die Tugend den Menschen adle, daß sie seine Seele von dem Irdischen zu etwas Höherem und Besserem erhebe, daß sie ihm Zutrauen zu sich selbst und zu Gott einflöße, daß sie ihm die Furcht benehme, und die Hoffnung einer bessern Zukunft in ihm belebe: nur dann wird man sie liebgewinnen, und allezeit tugendhaft zu handeln sich vornehmen. Wenn wir also in der Predigt gehört haben, daß die Unkeuschheit z. B. den Menschen entehre, Leib und Seele zu Grunde richte, oder, daß die Arbeitsamkeit drey Hauptfeinde von uns entferne, die lange Weile, die Armuth und die Lasterhaftigkeit,

oder, daß der lebhafte Glaube an Gott den Menschen vor den Schrecknissen der verschlossenen Zukunft, der Glaube an Unsterblichkeit vor banger Todesfurcht bewahre; so wird das dann erst in unserer Seele haften, wird dann erst auf unsere Denk- und Handlungsweise Einfluß haben, wenn wir in einsamen Stunden es zum Gegenstande unserer Betrachtungen machen, unsere Erfahrungen mit dem Gehörten vergleichen, mit einem Worte, recht darüber nachdenken.

Viele Zuhörer des Wortes Gottes denken außer der Kirche nicht mehr an das, was sie bey Anhörung desselben vernommen haben, sie meinen, es gehört zu haben, sey schon genug. Sie denken die Woche hindurch, wie sie ihre Reichthümer vermehren, ihre irdischen Bedürfnisse besser befriedigen, ihre Vergnügungen erhöhen wollen; aber an die Tugend, welche in der Predigt am Sonntage empfohlen, an die Religionswahrheit, deren Einfluß auf unser Verhalten gezeigt worden ist, denken sie so wenig, daß sie nach etlichen Tagen nicht mehr sagen können, worüber geprediget worden ist. Sie machen sich das Gehörte nicht durch Nachdenken eigen, das Wort Gottes kann so keine Wurzel in ihren Herzen schlagen, mithin auch keine Früchte in denselben hervorbringen.

Soll das, was ihr an den Sonn- und Feyertagen in der Predigt höret, euch nützlich werden, soll es etwas zu eurer Besserung, Veredlung und zu eurer Beruhigung im Leiden beytragen; so müsset ihr auch selbst darüber nachdenken. Wie ihr das überleget, von dem ihr glaubet, daß es euch einen zeitlichen Vortheil bringen könne; so und noch weit ernstlicher müsset ihr über jenes nachdenken, was zum

Besten eurer Seele gesagt wird: Ich denke an Gottes Werke, denke an seine Wunder in der Vorzeit, erwäge seine Thaten, sagt David im 76. Ps., und in vielen andern Psalmen sagt er, daß er öfters, daß er am Tage, und in der Nacht über das Gesetz des Herrn nachdenke. Und so müsset ihr auch über das nachdenken, müsset es erwägen, was ihr in der Predigt von Gott, von seinen Werken, und von seinen Gebothen gehöret habt.

Drittens bringet deßwegen das Wort Gottes bey vielen Zuhörern keine Früchte, weil sie zu sehr in das Irdische vertieft sind.

III.

So lange wir auf dieser Welt leben, so lange können wir auch gegen die Güter dieser Welt nicht gleichgültig seyn. Sie tragen zu unserm Wohlseyn bey, und nach Wohlseyn strebt alles, was Leben und Empfindung hat. Das Christenthum verlangt auch nicht, daß wir gegen sie gleichgültig seyn sollen, ja es machet uns sogar zur Pflicht, zu arbeiten, und jenes zu erwerben, was zur Befriedigung unserer irdischen Bedürfnisse nothwendig ist. Aber das verlangt das Christenthum, daß wir die vergänglichen Erdengüter, Sinnenlust, Reichthum und die Ehre vor den Menschen nicht mehr lieben, als die ewig dauernden Güter der Seele, die Erkenntniß der Wahrheit, Rechtschaffenheit und Tugend, daß wir diese jenen vorziehen, und mehr für das Wohl unserer Seele, als für das Wohl unsers Leibes besorgt seyn sollen. Suchet zuerst das Reich Gottes,

und seine Gerechtigkeit, rufet es uns zu, Matth. 6, 33.

Und diese Forderung des Christenthums ist denn auch ganz vernünftig. Ist unser Leib nicht sterblich, und sind nicht alle Erdengüter vergänglich? Hat Paulus nicht gesagt: Es ist dem Menschen gesetzt, einmahl zu sterben? Und hat nicht Salomon, der reiche Salomon, von den Erdengütern gesagt: Eitelkeit über Eitelkeit, alles ist hinfällig und eitel? Ist dagegen unsere Seele nicht unsterblich, und sind die himmlischen Güter nicht unvergänglich? Sagt nicht Jesus, daß die Menschen zwar den Leib, aber nicht die Seele tödten könnten? Redet er nicht von Gütern, die Rost und Motten nicht verzehren, und Diebe nicht stehlen können? Ist es also nicht vernünftig, daß man mehr für die Seele als für den Leib, mehr für Rechtschaffenheit und Tugend, als für eitle Lust, Reichthum und andere Erdengüter besorgt sey? Ist es nicht wahre Thorheit, die Güter dieser Welt zu gewinnen, die Seele aber über der unmäßigen Sorge für sie zu verlieren.

So vernünftig aber auch diese Forderung des Christenthums ist, und so thöricht jene handeln, die nicht nach ihr leben; so gibt es doch Viele, welche sich wenig oder gar nicht an sie kehren. Sie kehren die Ordnung der Dinge um, sie setzen die Erdengüter und irdisches Wohlseyn oben an, und der Rechtschaffenheit und Tugend weisen sie den untern Platz an. Um Tugend und Rechtschaffenheit geben sie sich also wenig Mühe, aber alles thun sie, um reicher und angesehener zu werden, alles thun sie, um sich recht viele Sinnengenüsse zu verschaffen: ihr Bauch ist ihr Gott.

Bey solchen Menschen kann das Wort Gottes keinen Eingang finden, in ihren Herzen kann es keine Früchte hervorbringen. Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz, sagt Jesus, Matth. 6, 21. Der Schatz solcher Menschen ist Geld, ist Reichthum, ist Wollust, bey diesem sind also auch ihre Gedanken, bey diesen ist ihr Herz. Mag man also dem Geitzigen noch so oft sagen, wie schön und edel es sey, Almosen zu geben, es wird wenig fruchten; denn sein Herz hängt an seinem Gelde. Mag man dem Unkeuschen noch so oft vorpredigen, nur keusche Seelen sind glücklich, nur reine Seelen werden Gott anschauen, es wird wenig fruchten; denn sein Herz wird nur mit Trebern gesättiget. Mag man dem Trunkenbolde eine ganze Predigt über die Schändlichkeit der Völlerey halten, sie wird wenig Eindruck auf ihn machen; denn für sein Herz ist der Wein das höchste Gut. Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.

Soll für euch, m. L.! das Wort Gottes nicht umsonst verkündiget werden, so ist das Dritte, was ihr thun müsset, dieses: Ihr müsset euch nie zu sehr in das Irdische vertiefen. Ihr müsset mehr auf das Wohl eurer Seele, als auf das Wohl euers Leibes bedacht seyn. Ein reines Gewissen zu bewahren, recht zu thun und Gott zu gefallen, daran muß euch mehr liegen, als an Tanz und Spiel, an Essen und Trinken, und an allen Lustbarkeiten. Das ist meine Speise, daß ich den Willen dessen thue, der mich gesandt hat, hat Jesus gesagt; und David sagte: Das ist meine Freude, daß ich mich an Gott halte. Und wenn Gehorsam gegen Gott, wenn ungeheuchelte Frömmigkeit auch eure

Speise, eure Freude ist; dann werdet ihr gewiß auch gern das Wort Gottes hören, dann wird es gewiß auch große Wirkungen auf eure Seelen haben, es wird euere Gesinnung immer mehr und mehr läutern, und wird euch eine immer noch größere Liebe zu Gott und zu allem, was gut ist, zu jeder schönen Tugend einflößen.

Schluß. Nun kennet ihr die Hindernisse, welche den Wirkungen des Wortes Gottes im Wege stehen. Weil die Menschen das Wort Gottes nicht aufmerksam anhören, weil sie nicht über es nachdenken, und weil sie zu sehr in das Irdische vertieft sind, deßwegen dringt es nicht in ihre Seelen ein, deßwegen schlägt es keine Wurzeln in ihnen, deßwegen bringt es keine Früchte, keine guten Gesinnungen und pflichtmäßigen Handlungen in ihnen hervor. — Soll bey euch der Same des göttlichen Wortes etwa auch vergebens ausgestreuet werden? Soll er bey euch auch auf felsigten, unfruchtbaren Boden fallen? — Da sey Gott vor! Nun, wenn für euch nicht ohne Nutzen geprediget werden soll, so höret die Predigt recht aufmerksam an, und vergesset nie die Worte Jesu: Selig sind die Gottes Wort hören! So höret sie aber nicht nur aufmerksam an, sondern denket auch über das Gehörte reiflich nach! Oft seyd ihr allein auf dem Felde, oft lieget ihr schlaflos im Bette, oft sitzet ihr einsam in euerm Zimmer, da, da könnet ihr das in der Predigt Gehörte zum Gegenstande euers Nachdenkens machen! So vertiefet euch endlich nie zu sehr in die irdischen Angelegenheiten, und denket an die Worte des Apostels Paulus: Werdet dieser Welt nicht gleichförmig! — Gott! wir sind Schüler deines Sohnes Jesus, deines Sohnes, von dem

du gesagt hast: Dieser ist mein geliebter Sohn, den sollet ihr hören! und als Schüler dieses deines Sohnes legen wir jetzt das Versprechen vor deinem Altare nieder: Forthin fleißige Zuhörer seines Wortes, seiner Lehre zu seyn. Amen.

Am Sonntage Quinquagesima.

Warum der Mensch, welcher sich dem Trunke ergibt, so schändlich handle.

Text.

Ein Blinder saß am Wege und bettelte, Luk. 18, 35.

Auf seiner letzten Reise nach Jerusalem traf Jesus einen recht unglücklichen Menschen am Wege nahe bey Jericho an: einen blinden Bettler. Da er sich Jericho näherte, saß ein Blinder am Wege, und bettelte, sagt das heutige Evangelium.

Die Blindheit der Augen ist in der That ein großes Uebel. Wie viel muß nicht der Blinde entbehren? Nie kann er sich über die Schönheiten der

Natur, nie über das holde Lächeln des Kindes, nie über die Werke der schönen Künste freuen. Was kann ich für eine Freude haben, sagte der blinde Tobias, da ich im Finstern sitze, und das Licht des Himmels nicht sehe? Tob. 5, 12.

Doch wenn es auch ein großes Uebel ist, an den Augen des Leibes blind zu seyn, so ist doch die Geistesblindheit noch ein größeres Uebel. Die Blindheit des Geistes ist das größte Uebel. Sie umnebelt die Seele des Menschen, daß er nicht einsiehet und erkennet, was zu seinem Heile dienet; sie verdunkelt ihm den Weg, welchen er als vernünftiges Wesen wandeln soll, und macht alles um ihn her zur dichten Finsterniß. Das Licht des Körpers, sagt Jesus, ist dein Auge; wenn dein Auge hell ist, wird dem ganzen Körper licht seyn. Wenn aber dein Auge trüb ist, wird dein ganzer Leib finster seyn. Wenn also das Licht, was in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird die Finsterniß selbst seyn? Matth. 6, 22 u 23.

Mit diesem großen Uebel der Geistesblindheit ist der Sünder behaftet. Er ist mit der Blindheit des Geistes geschlagen, weil er nicht einsiehet, wie schädlich er handelt, wenn er die Gebothe seines Gewissens, die heiligen Gebothe Gottes übertritt, nicht einsiehet, in welchen Abgrund des Verderbens er sich durch seine Sünden hineinstürzet. Wie schändlich z. B. und wie verderblich ist das, was der Trunkenbold und der Unkeusche thun? Aber sie sehen nicht ein, daß sie sich durch ihre Laster selbst entehren, und ihren Leib mit der Seele zu Grunde richten.

O, könnte ich doch dem Sünder die Decke von den Augen hinweg thun, könnte ich ihn nur von dem schrecklichen Uebel der Geistesblindheit befreyen! Auf ein Mahl alle Sünder von ihrer Geistesblindheit überzeugen, und zur Einsicht bringen wollen, ist unmöglich. Wie der Arzt jeden Kranken besonders behandeln muß; so muß auch jeder Sünder besonders behandelt werden. Heute will ich mir bloß Mühe geben, den Trunkenbold zu überzeugen, daß er blind, daß er thöricht handle.

Ich werde aber dem Trunkenbolde nicht besser von seiner Geistesblindheit überführen können, als wenn ich ihm zeige, warum die Trunkenheit ein so abscheuliches Laster sey, oder, warum der Mensch, welcher sich dem Trunke ergibt, so schändlich handle.

Um euch allen einen lebhaften Abscheu gegen die Völlerey, gegen die Trunkenheit, welcher sich an diesen Tagen Manche ergeben, einzuflößen, und um jene zur Vernunft zu bringen, will ich jetzt darthun:

Warum der Mensch, welcher sich dem Trunke ergibt, so schändlich handle.

Ich sage:

Der Mensch, welcher sich dem Trunke ergibt, handelt deßwegen so schändlich,

1) Weil er den Wein, diese Gabe Gottes, mißbrauchet,
2) Weil er sich des Gebrauches seiner Vernunft beraubet, und

3) Weil er seine Gesundheit und sein Vermögen zu Grunde richtet.

Schenket mir eure Aufmerksamkeit.

I.

Unser Heiland warnet uns aufs nachdrücklichste vor aller Unmäßigkeit, vor Fraß und Völlerey. Beschweret, ruft er uns wohlmeinend zu, beschweret eure Herzen nicht mit Fressen und Saufen, Luk. 21, 34. Eben dieses thuet auch der Apostel Paulus. Lasset uns ehrbar, wie am Tage wandeln, schreibt er, nicht im Fressen und Saufen, Röm. 13, 13. Und im ersten Briefe an die Kor. setzt er die Trunkenheit unter jene Laster, welche vom Reiche Gottes ausschließen. Die Vollsäufer, sagt er, werden das Reich Gottes nicht erben, 1. Kor. 6, 10.

Diese Lehre und Warnung des Heilandes und seiner Apostel achten aber manche Christen so wenig, daß sie sich gar nicht daran kehren, daß sie keine Zeit der Lustbarkeit vorbeygehen lassen, ohne sich zu betrinken, daß sie es mit Lachen erzählen, wie sie und andere bey dieser Gelegenheit bis obenan betrunken gewesen wären, daß sie sich des Vieltrinkens rühmen, und andere dazu ermuntern, kurz, daß sie sich der Trunkenheit ohne alles Bedenken überlassen, und mit einem solchen Leichtsinne von einem Rausche, als von einer ganz gleichgültigen Sache reden, daß dem Menschen, der noch ein zartes Gefühl für das Anständige, Schöne und Gute hat,

dieser ihr Leichtsinn, und diese ihre Gewissenlosigkeit ein Räthsel bleibet.

Möchten doch solche Christen, wenn sie die Worte ihres Religionsstifters, wenn sie die Belehrungen und Ermahnungen seines Apostels nicht mehr hören, und also ihren Glauben verläugnen wollen, möchten sie doch wenigstens als vernünftige Menschen die Abscheulichkeit der Trunkenheit recht ins Auge fassen, und einen Abscheu und Ekel dagegen in sich zu erregen suchen! Und ist denn das Laster der Trunkenheit nicht wirklich abscheulich? Ist es nicht schändlich, sich dem Trunke ergeben?

Der Mensch, welcher sich dem Trunke ergibt, handelt gewiß schändlich; denn er mißbrauchet erstlich die Gabe Gottes. Wozu gibt uns Gott das köstliche Gewächs, den Wein.

Gott gibt uns den Wein, um uns mit ihm nach der Arbeit zu erquicken, um uns mit ihm aufs Neue zur Arbeit zu stärken, um uns durch den Anbau, durch den Kauf und Verkauf desselben einen erlaubten Gewinn zu machen, mit dem wir für uns und die Unsrigen die nothwendigen Lebensbedürfnisse bestreiten können. Und weil Gott so gütig ist, und nicht bloß für unsere Nothdurft, sondern auch für unser Vergnügen sorget; so gibt er uns denselben auch, um durch den mäßigen Genuß desselben heiter, und des Lebens froh zu werden.

Dieser Absicht Gottes handelt aber der Unmäßige im Genusse des Weines geradezu entgegen. Er trinkt den Wein bloß aus Sinnenlust, seines angenehmen Reitzes wegen, und weil er ihn unmäßig genießet, so wird er durch ihn nicht erquickt, nicht heiter und zur Arbeit gestärkt, sondern überfüllet, betäubt und zu jeder Arbeit unfähig, so macht er,

wenn er ihn selbst hat, von ihm keinen ehrlichen Gewinn; und so gibt er, wenn er ihn nicht selbst hat, sein Geld liederlich für ihn aus. Und ist das nicht schändlich? Ist es nicht schändlich, Gottes weise und gütige Absicht so zu vereiteln, und seine Gabe zum bloßen Sinnengenusse, zur Betäubung und zur Verschwendung so zu mißbrauchen? —

II.

Der Trunkenbold handelt auch deßwegen schändlich, weil er zweytens sich des Gebrauches seiner Vernunft beraubet.

Der Mensch hat einen Vorzug vor allen Geschöpfen der Erde, er ist seinem Schöpfer ähnlich, er ist Gottes Ebenbild. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, sagt Moses, nach Gottes Bilde schuf er ihn, 1. Mos. 1, 27. Und der Psalmist sagt: Was ist der Mensch, daß du dich seiner erinnerst? der Erdensohn, daß du ihn so bedacht? Nur um Weniges hast du ihn unter Gott gesetzt, hast ihn mit Ehre und Ruhm gekrönet, und hast ihn zum Herrn gemacht von allen deinen Werken, 8. Ps. 5 u. 6. V.

Das, was den Menschen einen Vorzug vor allen andern Erdengeschöpfen gibt, was ihn seinem Schöpfer ähnlich, was ihn zum Ebenbilde Gottes machet, ist die Vernunft. Seine Triebe sind blind, und gehen bloß auf Sinnengenuß, durch seine Vernunft aber erhebt er sich über die Sinnenwelt, durch sie bändigt er die sinnlichen Triebe, und zwinget sie zum Gehorsame gegen das Gesetz der

Vernunft, zum Gehorsame gegen die heil. Gebothe Gottes.

Dieses Vorzuges nun, des Gebrauches der Vernunft, beraubt sich der Mensch, welcher sich dem Trunke ergibt. Die Trunkenheit macht aus dem Menschen eine Bestie, sagt der berühmte Kirchenlehrer Origenes, und ein anderer Kirchenlehrer, der heil. Chrysostomus sagt: Die Trunkenheit ist ein grausames Ding, sie blendet die Sinne und ersäuft die Vernunft. Und das dem so sey, das lehret ja die Erfahrung. Ein betrunkener Mensch liegt da, wie ein Stück Vieh, er kann seine Sinne und Vernunft nicht brauchen, jeder vernünftigen Ueberlegung ist er unfähig.

Und was thut gewöhnlich der Mensch, der sich so durch den Trunk des Gebrauches seiner Vernunft beraubt, und zu einem Stücke Vieh erniedriget hat? Er beträgt sich jetzt gewöhnlich auch, wie ein Vernunftloser, wie ein Stück Vieh. Er fällt, wie ein gereitzter Löwe, alles an, was ihn vor die Augen kommt. Er fängt Hader und Zank mit seinem Nächsten an, er schimpft und flucht über seine geistliche und weltliche Obrigkeit, er macht, wann er nach Hause kommt, Lärmen in seinem eigenen Hause, und mißhandelt Weib und Kinder. Starkes Getränk macht den Unruhstifter, sagt Salomon, Sprichw. 20, 1. Er scheuet sich, wie ein Schwein, vor keinen Unfläthereyen. Zotten und Possen strömen von seinen Lippen, und weder Weiber noch Töchter sind vor ihm sicher. Der Wein ist, nach dem Ausspruche der h. Schrift selbst, die Mutter der Unkeuschheit, Eph. 5, 18. Nichts ist dem Menschen zu heilig, nichts zu hoch, das er im Rau-

sche zu entehren nicht im Stande wäre. Man hat ja Beyspiele, daß Trunkenbolde ihren Schöpfer selbst gelästert haben.

Man glaube aber nicht, daß der Mensch nur während des Rausches des Vernunftgebrauches unfähig sey. Nein! der Unmäßige im Genusse des Weines wird desselben endlich unfähig, auch wann er nicht berauscht ist. Die Erfahrung lehret es, daß er alle seine Seelenkräfte schwäche, so, daß er am Ende nichts mehr merken, nichts mehr ordentlich denken, und nichts mehr richtig beurtheilen kann. „Er hat sich dumm gesoffen,“ hört man ja von manchem Trunkenbolde sagen.

Ist es nun nicht schändlich, sich seines Vorzuges, seines Vernunftgebrauches zu berauben, und so tief, unter das Vieh sich zu erniedrigen? Nicht schändlich, sich in einen solchen Zustand zu versetzen, in dem man zu Ungerechtigkeiten, zur Unkeuschheit, zu jedem Laster aufgelegt ist? Nicht schändlich, seine Seelenkräfte so muthwilliger Weise zu Grunde zu richten? —

III.

Der Volltrinken handelt endlich deßwegen so schändlich, weil er Drittens seine Gesundheit und sein Vermögen zu Grunde richtet.

Die Gesundheit ist für uns Menschen das schätzbarste Erdengut. Ohne diese sind alle Quellen der Freude für uns verstopft. Doch ich will davon schweigen. Aber saget mir, kann der Ungesunde, der Kranke arbeiten und thätig seyn, kann er seine Pflichten erfüllen? Der Kranke kann wenig oder gar nichts thun. Seine Seele ist in das Gefühl

ihres Elendes versenkt, ist mit Betrübniß, wie mit einem Flore, überzogen, ist ohne Kraft, etwas in der Welt anzufangen und zu vollenden.

Um dieses schätzbare Erdengut, um die Gesundheit bringt sich der Volltrinker. Du wirst nicht lange leben, sagte der alte Weltweise Diogenes zu einem jungen Menschen, wenn er ihn betrunken sah. Und die h. Schrift sagt: Beym Weine sey kein Held; denn schon viele hat der Wein zu Grunde gerichtet, Sir. 31, 25. Dieses bestätiget auch die Erfahrung. Der Wein und andere erhitzende Getränke, unmäßig genossen, ziehen dem Menschen allerhand Krankheiten zu. Die meisten Säufer sterben in der Blüthe ihrer Jahre an der Lungen- Wasser- oder Schwindsucht, oder an andern schmerzlichen und gewöhnlich ekelhaften Zufällen. Und wenn auch dieser oder jener Trunkenbold ein hohes Alter erreicht, so ist es doch kein anderes, als ein sehr gebrechliches Alter. Das ist alles auch ganz natürlich: durch öftere und wiederhohlte Ueberladung müssen die Eingeweide, muß der Magen und der ganze Körper allmählich verdorben werden.

Eben so richtet der Trunkenbold auch sein Vermögen zu Grunde. Ein Arbeitsmann, der dem Trunke ergeben ist, wird nicht reich, und wer das Wenige nicht achtet, der geht nach und nach zu Grunde, sagt der weise Sirach, 19, 1. Das kann nicht anders seyn. Denn der Trunkenbold verschwendet bey Saufgesellschaften die kostbare Zeit, versäumt die Arbeit, und seine Auslage für den Wein häuft sich endlich zu einer solchen Summe, die sein Vermögen frißt. Sind die größten Trinker nicht gewöhnlich

lich die größten Schuldenmacher? Und sind jene Leute, welche verarmten, welche Weib und Kinder an den Bettelstab brachten, nicht größten Theils dem Trunke ergeben gewesen?

Deßwegen, weil der Volltrinker seine Gesundheit und sein Vermögen zu Grunde richtet, deßwegen bedrohet ihm die heil. Schrift auch mit einem wiederhohlten Wehe. Wehe, ruft der Prophet Jesaias, wehe denen, die am Morgen frühe auf sind, und dem Saufen nachjagen, die sitzen und bis in die Nacht trinken, bis sie der Wein erhitzet! ferner: Wehe euch, die ihr mächtig seyd, Wein zu trinken, und starke Männer in der Trunkenheit! Jes. 5, 11 u. 22.

Saget mir nun, ist es nicht schändlich, durch Völlerey seine Kräfte und Gesundheit zu Grunde zu richten? Nicht schändlich, auf diese Weise sein eigener Mörder zu seyn? Ist es nicht schändlich, so liederlich sein Vermögen durchzubringen, über dessen Verwaltung der Mensch einst Gott strenge Rechenschaft wird geben müssen? Sein Vermögen, das man zur Verbesserung seines Hausstandes, zur Erziehung und Versorgung seiner Kinder, oder zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden hätte verwenden sollen? —

Schluß. Nun wisset ihr, m. L.! warum der Mensch so schändlich handle, welcher sich dem Trunke ergibt. Er handelt deßwegen so schändlich, weil er die Gabe Gottes, den Wein mißbrauchet, sich des Vernunftgebrauches beraubet, und seine Gesundheit und sein Vermögen zu Grunde richtet. — Soll-

ten wir also die Trunkenheit nicht von ganzer Seele verabscheuen? Sollte deßwegen der Trunkenbold nicht in sich gehen, sein abscheuliches Betragen erkennen, die Wirthshäuser und alle Gelegenheiten zu diesem Laster sorgfältig meiden, sich Gewalt anthun, sich selbst zu verläugnen, und sich bekehren? — O, der muß kein Mensch, kein Christ seyn, welcher die Abscheulichkeit dieses Lasters einsieht, und sich nicht vor ihm hüthet!

So hüthet euch denn vor der Trunkenheit, meine Lieben! Folget der Warnung des weisen Salomons! Siehe, sagt er in den Sprichwörtern, siehe den Wein nicht an, daß er roth ist; daß er im Becher so schön sieht, und glatt hinunter geht; zuletzt beißt er, wie eine Schlange, und ergießt sein Gift, wie der Basilisk, 23, 31 u. 32. Amen.

Am zweyten Sonntage in der Fasten.

Jesus verdient es, daß wir ihn hören, von ihm Lehre und Unterweisung annehmen.

Text.

Ein Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist mein geliebter Sohn, den sollet ihr hören, Matth. 17, 5.

Gott will daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, schreibt der Apostel Paulus an den Timotheus, 2, 4.; und daß dem wirklich so sey, das läßt sich von der Güte Gottes erwarten, auch bestätiget es die Geschichte aller Zeiten und aller Völker. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern gab es solche Männer, welche an Einsichten ihre Zeitgenossen übertrafen, und deren sich die göttliche Vorsehung bediente, die Völker zu belehren. Solche Männer waren bey den Juden Moses, und nach ihm bey den verschiedenen heidnischen Völkern gab es mehrere dergleichen, deren Nahmen jetzt noch die christliche Nachwelt mit Achtung nennet.

Alle diese Lehre einzelner Menschen und ganzer Völker übertraf aber an Lehrweisheit Jesus von Nazareth, und zwar in einem sehr hohen Grade. Jesum von Nazareth hat Gott gesalbet mit dem heiligen Geiste, sagt Petrus in der Apostelgeschichte 10, 38.; Gott hat ihn mit ganz besondern Gaben zum Lehramte ausgerüstet, will er damit sagen; und Jesus selbst hat auch die Worte des Propheten Jesaias: Der Geist des Herrn ist über mir: auf sich angewendet, Luk. 4, 18 und 21. Von seiner Lehrweisheit hat auch das jüdische Volk ein Zeugniß abgelegt: es gerieth nähmlich über seine Lehrvorträge in Verwunderung, und erkannte es, daß noch keiner ihrer Schriftgelehrten, mit einer solchen Macht, wie er, geredet habe, Matth. 7, 28. 29.

Und weil denn Jesus mit ganz besonderer Lehrweisheit, mit dem Geiste Gottes, ausgerüstet war, deßwegen werden wir auch an ihn gewiesen, und ermahnet, ihn zu hören, das ist, von ihm Unterricht anzunehmen. Dieser ist mein geliebter Sohn, an welchem ich mein Wohlgefallen habe, sprach schon bey seiner Taufe eine Stimme aus der Wolke: Dieser ist mein geliebter Sohn, den sollet ihr hören.

Jesus verdient es auch in der That, daß wir ihn hören, von ihm Lehre und Unterweisung annehmen; denn auf die allerbeste Weise machet er uns

1) **Mit unserm wahren Verhältnisse gegen Gott,**

2) Mit dem wahren Endzwecke unsers Daseyns,
3) Mit unsern Pflichten, und
4) Mit den kräftigsten Mitteln sie zu befolgen,

bekannt. — Ich will davon zu überzeugen suchen: seyd deßwegen recht aufmerksam.

I.

Ehedem fielen die Menschen nieder vor Holz, Stein und Erz, und betheten erschaffene Dinge als ihre Gottheiten an. Man hatte keinen Begriff von dem einzig wahren Gott, und der ihm allein gefälligen Verehrung. Wir brauchen in unserer vaterländischen Geschichte nur um tausend Jahre zurück zu gehen, so werden wir unsere eigenen Voraltern noch in den Finsternissen des Heidenthums, in den Gräueln des Götzendienstes antreffen. Selbst die Juden, welche sich doch der Kenntniß des wahren Gottes rühmten, hatten nur sehr irrige, grobe und sinnliche Begriffe von Gott. Sie stellten sich ihn vor als einen allgewaltigen König, der eifersüchtig auf seine Rechte und Vorzüge sey, der jede Beleidigung seiner Majestät bis ins fünfte Glied strafe, der nur nach Willkür, ohne Rücksicht auf das Beste der Menschen, Gebothe und Verbothe gebe, und den man mit tiefen Verdemüthigungen, mit Opfergaben oder Geschenken, mit Feyer- und Festtagen verehren müsse. Sie glaubten also das Verhältniß der Menschen gegen Gott wäre das Verhältniß eines Sclaven gegen seinen Herrn, das Verhältniß eines Unterthanen gegen einen nach Laune regierenden König.

Jesus stellt uns Gott als unsern gemeinschaftlichen Vater vor, lehret uns, daß wir alle zu ihm bethen können: Vater, unser Vater; versichert uns, daß er zärtlich für uns sorge, daß nicht einmahl ein Haar ohne seinen Willen und sein Vorherwissen von unserm Haupte falle; zeigt uns, daß er uns Leben und Daseyn darum gegeben habe, um uns alle zur Seligkeit zu führen; und daß er keinen andern Dienst von uns verlange, als ein reines Herz und einen unsträflichen Wandel, einen Gehorsam aus Liebe.

Ist das nicht der süßeste Gedanke, m. L.! Gott ist mein Vater, ich bin sein Kind? Der Herr des Weltalls, der Allmächtige sieht mit väterlicher Zärtlichkeit auf mich herab, sorgt für mich, und lenkt den Lauf der Dinge mit Weisheit und Liebe so, daß durch ihn nur mein wahres Bestes herbeygeführt wird? Ist dieser Gedanke nicht mehr werth, als Kronen und Zepter? Kann er uns nicht trösten und beruhigen, wenn auch die Welt tobt und raset.

Diesen Gedanken verdanken wir Jesum, weil er uns Gott als unsern himmlischen Vater gibt, weil er uns sagt, daß unsere Verhältnisse gegen den Schöpfer keine anderen seyn, als die Verhältnisse der Kinder gegen ihren gemeinschaftlichen Vater: und diesen Jesum sollten wir nicht verdienen, daß wir von ihm Lehre und Unterweisung annehmen? —

Jesus macht uns zweytens mit dem wahren Endzwecke unsers Daseyns bekannt.

II.

Der sinnliche, der irdisch gesinnte Mensch hat nur die Sinnenlust zu seiner Nahrung, und hält den

thierischen Genuß für sein ganzes Glück. Dadurch wird er zum Thiere, und sein Endzweck geht nicht über diese Welt hinaus. Solche niedrig gesinnten Seelen, welche den wahren Endzweck, die eigentliche Bestimmung des Menschen verkannten, hat es von jeher in der Welt gegeben. Schon im ersten Buche Moses wird ihrer Erwähnung gethan, und die Schrift nennet sie da: Kinder der Menschen. Im Buche der Weisheit wird ihre Denkart genau beschrieben, und wir können sie daselbst aus ihren eigenen Worten kennen lernen. Kurz, sprechen sie, ist unsere Lebenszeit, ein Augenblick, so sind wir nicht mehr! Bald ist unser Körper Staub, und was man Seele nennt, zerfließt in weiche Luft. Kommt, lasset uns das Gute genießen, so lange wir es haschen können; lasset uns überall die Blüthe pflücken; köstlicher Wein erfreue unser Herz; wohlduftende Salben stärken unsere Glieder! Jeder Augenblick sey uns wichtig, sey wie eine Blume, die wir mit gierigen Händen ergreifen, und brechen. Lasset uns unsere Scheitel mit Rosen bekränzen, bevor sie welken! Auf allen Triften wollen wir umherschwelgen, und genießen, was uns begegnet. Jeder soll seinen Gelüsten freyen Lauf lassen; überall wollen wir Spuren unseres Wohllebens zurück lassen. Das ist unser Theil: weiter haben wir keine Hoffnung! Weish. 2, 4 — 10. So dachten auch viele Zeitgenossen Jesu, besonders jene aus der Secte der Saduzäer, sie führten einen freyen Wan-

del, und läugneten die Unsterblichkeit der Seele, und den Zustand der Vergeltung nach dem Tode des Leibes.

Jesus setzt den Endzweck unsers Daseyns nicht in Sinnengenuß, und schränkt unsere Dauer nicht auf die Spanne dieses Lebens ein. Nein! er fordert uns auf, nach immer höherer Vollkommenheit zu trachten, Gott ähnlich, und durch Gottähnlichkeit ewig glückselig zu werden. Seyd vollkommen, ruft er uns zu, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist, Math. 5, 48.; sammelt euch nicht Schätze auf Erden — sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder der Kornwurm, noch die Motten sie verderben, wo die Diebe sie nicht ausgraben, und stehlen, Matth. 6, 19 und 20. Nach der Lehre Jesu ist also nicht das unsere Bestimmung, daß wir essen, trinken, schlafen und uns gütlich thun, dann, wie die Thiere sterben, und im Grabe verfaulen; nach seiner Lehre sind wir nicht bloß für diese Welt, sondern für die Unsterblichkeit geschaffen. Hier ist nur Anfang, dort Vollendung, hier Aussaat dort Ernte. Dazu sind wir, nach der Lehre Jesu da, deßhalb leben wir, daß wir uns immer mehr und mehr von der Sinnlichkeit losmachen, uns abtödten und selbst verläugnen, daß wir uns von Stufe zu Stufe zu höherer Tugend, zum geistigen und ewigen Leben emporschwingen, und in ungehinderter, freyer Geistesthätigkeit ewig glückselig seyn.

Welch ein erhabener Endzweck, meine Lieben! Wie ehrwürdig macht er die menschliche Natur! Wie viel Licht bringt er in unsern Verstand, wie viel Trost in unser Herz! Wie stark treibt er uns

an, unsere natürliche Trägheit zu besiegen, und an der Vervollkommnung unsers Geistes zu arbeiten!

Diese Kenntniß unseres Endzweckes, unserer hohen Bestimmung verdanken wir Jesu: und diesen Jesum sollten wir nicht hören? Er sollte kein Gehör bey uns finden, wenn er uns zuruft: Nicht für die Erde und ihre Genüsse, für die Ewigkeit und die Seligkeit des Geistes hat euch Gottes Allmacht aus dem Nichts hervorgerufen?

Jesus macht uns drittens mit unsern Pflichten gegen Gott, gegen unsere Mitmenschen, und gegen uns selbst bekannt.

III.

Alle Menschen machen einen Unterschied zwischen Gesinnungen und Gesinnungen, zwischen Handlungen und Handlungen, einige nennen sie gut, andere böse. Diesen Unterschied kann niemand verkennen, die Heiden und Juden verkannten ihn auch nicht: aber weil beyde weder Gott noch den wahren Endzweck ihres Daseyn recht kannten; so geschah es, daß sie sich in einzelnen Handlungen öfters irreten, gewisse Handlungen für Gottesdienst hielten, die Gott verabscheuen muß, und gewisse Handlungen für gut, oder doch erlaubt hielten, die böse sind, und den Menschen von seinem wahren Endzwecke entfernen. So glaubten z. B. die Heiden, daß Gott ein Wohlgefallen an Menschenopfern habe, und die Juden meinten, es wäre erlaubt, die Feinde zu hassen, und sich an ihnen zu rächen.

Jesus belehret uns über unsere Pflichten, das ist, er zeiget uns, wie wir gesinnet seyn, und in allen Fällen gottgefällig und unserer Bestimmung gemäß handeln sollen. Er redet jetzt von der Demuth, von der Friedfertigkeit und Sanftmuth, jetzt von der Versöhnlichkeit und Feindesliebe, ein anders Mahl von der Mäßigkeit, Selbstverläugnung und Wachsamkeit, bald von dem Gehorsame gegen Gottes h. Gebothe, bald von dem Vertrauen auf dessen väterliche Vorsorge. Da gibt es beynahe keine Pflicht, über die er sich nicht gelegenheitlich erkläret. Und erklärt er sich etwa über eine oder die andere nicht ins besondere, so setzen uns die Grundsätze, welche er uns gibt: „Seyd vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist; liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst. Was du willst, daß dir Andere thun sollen, das thue auch ihnen;“ in den Stand zu urtheilen, was in jedem Verhältnisse, in jedem besondern Falle zu thun oder zu unterlassen recht und gut sey. Ueberall und immerhin ist er bemühet, seinen Geist, Gottes- und Menschenliebe und Achtung für unsere Menschennatur uns einzuflößen, und haben wir diesen, so werden wir nicht leicht irre gehen, auch dort, wo ohne diesen Geist dicke Finsterniß herrschet, werden wir im Lichte wandeln.

Welches Glück ist es für uns, unsere Pflichten zu kennen! Welche Wohlthat, zu wissen: Das bist du Gott deinem Schöpfer und heiligen Gesetzgeber, das deinen Mitmenschen um dich her, und das dir selbst schuldig! Welches unschätzbare Glück für uns, so vor Verirrungen, so vor quälenden Zweifeln gesichert zu seyn! Auch dieses Glück verdanken wir Je-

su: und er sollte es nicht werth seyn, sollte es nicht verdienen, daß wir ihn hören? —

Jesus macht uns viertens mit den kräftigsten Mittel, unsere Pflichten zu erfüllen, bekannt.

IV.

Nicht immer schlugen die Menschen den rechten Weg zur Erfüllung ihrer Pflichten ein, nicht immer wählten sie dazu die tauglichsten Mittel. Manche glaubten in Selbstpeinigungen, manche in einem von der Welt und ihren Geschäften zurück gezogenen Leben, manche im stundenlangen Hersagen gewisser Gebethsformeln die rechten Tugendmittel, die Mittel wahrer Frömmigkeit gefunden zu haben; aber am Ende sahen sie sich betrogen, oder hätten es wenigstens sehen können, daß damit ihre Tugend nichts gewonnen habe. Jesus bewahret uns vor diesen Mißgriffen.

Jesus gibt uns lauter schickliche und kräftige Tugendmittel an die Hand. Ein solches Mittel ist erstlich das vortreffliche Beyspiel, mit dem er uns in allem selbst vorangehet. Er macht es nicht, wie es die Pharisäer machten, welche den Juden schwere Bürden auf den Rücken legten, die sie selbst mit der Spitze ihrer Finger nicht berühren mochten. Er thut, was er lehret, er vollstrecket, was er gebiethet. Sein Herz ist entfernt vom Geld- und Ergeitze, und von aller Eitelkeit. Seine Liebe umfasset alle Menschen aller Stände und aller Religionen. Er ist unermüdet in seiner Arbeit, im Lehren, Ermahnen und Trösten, ihm ist es Speise den Willen dessen zu

thun, der ihn gesandt hat. Für wen hat ein solches Beyspiel keine Kraft? Wen treibt es nicht zur Nachahmung der herrlichen Tugenden an, welche in dem Charakter Jesu glänzen?

Ein solches Mittel ist zweytens das Gebeth, zu dem er uns ermuntert. Bethet und wachet, ruft er uns zu, damit ihr nicht in Versuchung fallet, Matth. 26, 41. Freylich meinet er damit kein Formelgebeth, kein gedankenloses Wortmachen; sondern ein Gebeth, bey dem man sich Gott lebhaft vergegenwärtiget, seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, oder seine Weisheit, Güte und Vaterliebe betrachtet; ein Gebeth, bey dem man auf seine irdischen Angelegenheiten vergißt, und sich mit dem beschäftiget, was uns Allen und vor Allem Noth ist, mit einem Worte, ein aufmerksames und andächtiges Gebeth. Und sollte ein solches Gebeth kein herrliches Tugendmittel seyn?

Solche Tugendmittel sind drittens die Sacramente, die Jesus anordnet. Betrachtet z. B. nur das h. Abendmahl. Hier am Tische des Herrn vergißt der Fürst seine Krone, und der Bettler seine Armuth. Hier ist der Große wie der Kleine, der Gelehrte wie der Ungelehrte. Hier vereinigen sich durch Theilnehmung an derselben Speise alle Glieder der Christenheit zu einem Leibe. Wie kräftig muß uns dieses zur wechselseitigen Bruderliebe, dieser ersten christlichen Tugend, antreiben? *)

---

*) Man sehe den „Katechetischen Unterricht in den allgemeinen Grundsätzen des practischen Christenthums. Bonn, bey Joh. Friedr. Abshoven, 1790.“

Und so verdanken wir also Jesu auch die besten, die vortrefflichsten Tugendmittel: und wir sollten so verstockt seyn, und ihn nicht hören wollen? —

Schluß. Jesus, m. L.! ladet uns selbst zu sich ein, liebreich ruft er uns zu seinem Unterrichte. Kommt, ruft er uns mit der Stimme des besten Menschenfreundes zu, kommt alle zu mir, und lernet von mir, Matth. 11, 28 und 29. Gott weiset uns auch hin zu seinem Unterrichte. Dieser ist mein geliebter Sohn, spricht er, den sollet ihr hören. Jesus gibt uns auch, wie ihr gehört habt, den besten Unterricht über Gott, über unsern Endzweck, über unsere Pflichten, und über die kräftigsten Tugendmittel: o, so lasset uns also ihn, lasset uns Jesum, den besten Lehrmeister hören, von ihm Belehrung und Unterweisung annehmen! — Aber wie können wir ihn hören, fraget ihr, er wandelt nicht mehr unter uns, er lehret und prediget ja nicht mehr? O ja, seine Stimme erschallet noch unter uns, so helle und lieblich tönet sie noch, wie vor achtzehn Jahrhunderten. Leset in dem Evangelium, dieses Buch ist es, in welchem Jesus mit euch redet! Höret mit Aufmerksamkeit und Lernbegierde an Sonn- und Feyertagen die Predigten und christlichen Lehren, auch diese sind es, durch welche Jesus zu euerm Verstande und zu euerm Herzen spricht! Er hat dieses selbst gesagt. Wer euch höret, hat er zu seinen Jüngern gesagt, der höret mich, Luk. 10, 16. So lasset uns denn, ich wiederhohle es, lasset uns Jesum hören, wichtig, heilig sey uns sein Wort! Lasset

uns nie auf die bedeutende Stimme vergessen, welche uns von oben herab zurufet: Dieser ist mein geliebter Sohn, den sollet ihr hören. Amen.

Am dritten Sonntage in der Fasten.

Wie wir uns verhalten sollen, wenn wir hören, daß uns Andere Böses nachreden.

Text.

Einige aus ihnen sagten, er treibt die Teufel aus durch Beelzebub den Obersten der Teufel, Luk. 11, 15.

Die Pharisäer gaben sich alle Mühe Jesum bey dem Jüdischen Volke herabzusetzen, seine Ehre und sein Ansehen zu schmählern. Und weil sie ihm mit Wahrheit nichts Uebels nachreden konnten, so legten sie seine unschuldigsten und selbst edelsten Handlungen übel aus, so nahmen sie ihre Zuflucht zur Verleumdung. Aß und trank er, wie andere Menschen, so sagten sie: Er ist ein Vollfresser und Weinsäufer.

Suchte er die Zöllner und Sünder auf, um sie durch seine Belehrungen und liebevollen Ermahnungen auf den rechten Weg, zur Sinnes- und Lebensänderung zu bringen, so hieß es bey ihnen: Er ist ein Sünderfreund, er macht gemeine Sache mit ungerechten Menschen. Heilte er am Sabbathe einen Kranken, so sprachen sie: Er ist ein Sabbathschänder. Ertheilte er einem Stummen die Sprache, dessen Sprachlosigkeit man, nach der damahligen Denkart, den Einwirkungen eines bösen Geistes zuschrieb, so sagten sie: Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub den Obersten der Teufel, wie wir so eben aus dem abgelesenen Evangelium vernommen haben. So waren sie bemühet, den Heiland in einen übeln Ruf zu bringen, das Zutrauen des Volks ihm zu rauben, es ihm unmöglich zu machen, durch seine Lehren und Thaten auf die Menschen zu wirken.

Uns gehet es auch oft wie dem Heilande. Man redet uns auch oft Böses nach. Man sagt, wir wären Spieler, wir wären Müßiggänger und Lügner. Man sagt, wir wären stolz, wir hätten den und jenen im Kauf- und Verkaufe betrogen, wir führten einen sträflichen Umgang mit einer gewissen Person. Da ist vielleicht kein Einziger unter uns, dem nicht schon etwas Böses ist nachgeredet worden. Die Ehrabschneidung und Verleumdung ist ja, leider! ein sehr gewöhnliches Laster.

Selten bleibt das, was uns Böses nachgeredet wird, bey einzelnen Personen; es gehet gemeiniglich von Mund zu Mund weiter fort, und kommt dann auch uns zu Ohren. Entweder hören wir es, wie von ungefähr, oder es entdeckt es uns jemand, aus guter oder böser Absicht, daß das und jenes Nachtheilige von uns geredet werde. Wie sollen wir uns

verhalten, wenn wir hören, daß uns Andere Böses nachreden?

Entweder ist das Böse, welches uns Andere nachreden wahr oder es ist nicht wahr. Und da sage ich denn:

1) **Wenn das Böse, welches uns Andere nachreden, wahr ist, so sollen wir in uns gehen, und uns bessern,**
2) **Wenn es aber nicht wahr ist, so sollen wir die Verleumdung großmüthig verachten.**

Ich zweifle nicht an eurer Aufmerksamkeit.

I.

Die Ehre, oder was das Nähmliche ist, die gute Meinung, welche Andere von uns haben, ist für uns Menschen ein schätzbares Gut. Ohne Ehre können wir nicht auf das Zutrauen, auf die Liebe und Güte Anderer rechnen, ohne ihr Zutrauen nicht vortheilhaft auf sie wirken, und ohne ihre Liebe und Güte keine Gefälligkeiten und Dienste von ihnen erwarten. Vernunft und Schrift machen es uns deßwegen auch zur Pflicht, für unsere Ehre, für unsern guten Nahmen zu sorgen. Sorge für einen guten Nahmen, sagt der weise Sirach, denn er bleibt dir länger, als tausend große Schätze Goldes, Sir. 41, 12. Und Salomon sagt: Ein guter Nahme ist vorzüglicher, als großer Reichthum, Sprichw. 22, 1. Die Aussprüche dieser Weisen unterschreibt die Vernunft.

Und

Und weil denn die Ehre ein schätzbares Gut für uns ist, so thut es uns natürlich auch wehe, wenn jemand unsere Ehre angreifet und verletzet. Aber was thun die Menschen gewöhnlich in diesem Wehegefühle, in dieser unangenehmen Empfindung über die erlittene Beleidigung an der Ehre?

Wenn die Menschen erfahren, daß man ihnen Böses nachgeredet, und so ihre Ehre angegriffen habe, so brechen sie gemeiniglich in Schelt- Schimpf- und Fluchworte aus. Der ist ein schändlicher Lügner, sagen sie, welcher mir so etwas nachredet, und wünschen ihm in ihrem Unwillen alle Uebel an den Hals. Diesen Unwillen nähren und unterhalten sie, und nicht selten geschieht es, daß er in eine anhaltende Feindschaft und in eine fürchterliche Rachsucht übergehet.

Handeln diese Menschen recht? Ist es zu billigen, daß sie über jene, welche ihnen Böses nachredeten, schelten und fluchen, und Rache gegen sie im Herzen kochen? Hat es Jesus auch so gemacht? Christus schalt nicht wieder, da er gescholten ward; drohete nicht, da er litt, schreibt der Apostel Petrus, 1. Br. 2, 23. Und sollen wir nicht als Christen den Geist Christi haben?

So wie diese Menschen sollen wir es nicht machen. Erfahren wir, daß man uns Böses nachrede, so sollen wir in uns gehen, und uns selbst fragen: Wie? Hast du dieses Böse denn nicht auch wirklich gethan? Hast du den Fehler nicht in der That an dir, von dem die Leute reden? Sie sagen, du seyst stolz. bist du es nicht wirklich? Sie sagen, du seyst ein Lügner, ein Spieler, ein Verschwender, bist du frey von diesen Lastern? Sie sagen, du seyst ein

Säufer, ein Zotten- und Possenreisser, ein Verführer der Unschuld, erklärt dich dein Gewissen in diesen Stücken für schuldlos? Sie sagen, du wartest deiner Arbeit nicht ab, du vernachlässigest deine Berufs-, deine Amtspflichten, haben sie nicht recht? Die Augen der Menschen, m. L.! sind in dem, was unser Verhalten angeht, scharfsichtiger, als die unsrigen, sie sehen oft ohne Mühe Fehler an uns, welche unsere Eigenliebe vor unsern Augen verdecket, und uns nicht will sehen lassen. Wir sollen also auch auf ihr Urtheil achten, sollen es nicht gleich für Lüge und Trug erklären. Freylich ist es ungerecht, ist es lieblos, wenn Andere das Böse, das Fehlerhafte, welches sie an uns bemerken, überall bekannt machen. Aber eben so ungerecht und lieblos ist es, wenn wir ohne vorhergegangene gewissenhafte und unparteyische Prüfung, ihr Urtheil und ihre Aussage für falsch und lügenhaft erklären.

Vorest also, wenn wir hören, daß Andere übel von uns reden, sollen wir in unser Inneres zurück gehen, sollen unsere bisherige Denk- und Handlungsweise prüfen, und dann, wenn wir finden, daß die Beschuldigung der Leute mit der Beschuldigung unsers Gewissens zusammen treffen, dann sollen wir uns bessern. So hat es der Kaiser Theodosius gemacht. „Theodosius ist ein grausamer Kaiser,“ sagten die Leute, als er zu Thessalonich in Griechenland, eines erregten Aufstandes wegen, viele tausend Menschen, unter denen viele Unschuldige waren, durch seine Soldaten niedermachen ließ. Theodosius erkannte, daß die Leute recht hatten, er ging in sich, und that Buße. Und so, wie er, sollen wir es nun auch machen, wenn das wahr ist, was

uns die Leute Böses nachreden: wir sollen uns bessern.

Ist das aber, was uns die Leute Böses nachreden, nicht wahr, so sollen wir die Verleumdung großmüthig verachten.

II.

Manches Mahl reden uns die Leute Böses nach, sagen, wir hätten diese und jene Fehler an uns, die wir wirklich nicht an uns haben. Das geschieht entweder aus Kurzsichtigkeit und Unwissenheit, oder aus Boßheit. Es gibt nähmlich Leute, welche zwischen gewissen Tugenden und Lastern nicht gehörig unterscheiden können. Sparsamkeit z. B. sehen sie für Geitz an, ein gesetztes männliches Wesen halten sie für Hochmuth, vernünftige Strenge ist in ihren Augen Härte und Gefühllosigkeit, u. s. w. Wie sie urtheilen, so reden sie nun auch. Sie sagen wir wären geitzig, wir wären hochmüthig, hart und gefühllos, da wir sparsam, gesetzt und eifrig sind. Es gibt andere Leute, welche ein boßhaftes, ein Herz voll Neid, Haß und Rachsucht haben. Solche Leute reden immer gern Böses von ihrem Nächsten. Solche Leute waren die Pharisäer. Sie haßten Jesum, weil er den Finsternissen, dem Elemente, in welchem sie herrschten, ein Ende zu machen suchte, sie beneideten ihn um die Gunst des Volkes, ihr Herz war voller Rache gegen ihn, und aus Haß, Neid und Rachsucht redeten sie ihm allerhand Böses nach. Und so reden uns auch manche Leute aus Neid, Haß und Boßheit mancherley Böses nach. Wie sollen wir uns dabey verhalten? Was sollen wir thun,

wenn uns Andere Böses nachreden, das wir nicht an uns haben.

Oft können wir die Verleumdung aufdecken, können beweisen, daß das, was man uns Böses nachredet, falsch und grundlos sey. „Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub den Obersten der Teufel," sagten Etliche, wie uns das heutige Evangelium erzählet, als Jesus einem Stummen das Vermögen zu sprechen ertheilte. Jesus zeigte, daß dieses Vorgeben falsch, daß es Verleumdung sey. Was diese von mir aussagen, ist gar nicht möglich, sagte er. Würde ich meine Thaten durch Hülfe des Obersten der bösen Geister verrichten, so würde ja auf diese Weise ein böser Geist sich gegen den andern brauchen lassen, so würde der Satan selbst am Umsturze seines Reiches mit arbeiten. Dieses aber widerspricht sich. So widerlegte Jesus die Verleumdung seiner Feinde. Und ist es uns möglich, unsere Verleumder so zu widerlegen; so können, ja so sollen wir es thun. Selbst das ist uns unverwehrt, unsere Verleumder vor Gericht zu fordern, und darauf zu bestehen, daß sie das Böse widerrufen, welches sie fälschlich von uns ausgesagt haben. Das ist aber nicht alle Mahl möglich. Und was sollen wir dann thun, wenn das nicht möglich ist?

Reden uns die Leute fälschlich Böses nach, und es fehlet uns die Gelegenheit, ihre schändliche Verleumdung zu widerlegen, so sollen wir uns deßwegen nicht betrüben, sollen nicht denken, das wird dir überaus schädlich seyn, sollen vielmehr denken, wenn ich nur das Zeugniß meines Gewissens und das Zeugniß Gottes für meine Unschuld habe, sollen unsern geraden Weg fortgehen, überzeugt seyn, daß

bey unserer Rechtschaffenheit die Verleumdung am Ende sich selbst widerlegen werde, und die Verleumdung großmüthig verachten. So hat es Jesus gemacht. Da, wo er nicht Gelegenheit hatte, den Ungrund der vielen pharisäischen Verleumdungen aufzudecken, da duldete er sie, übertrug sie mit Starkmüthigkeit, fuhr fort recht zu handeln, wie vorher, und zweifelte keinen Augenblick, daß seine Unschuld und die Gerechtigkeit seiner Sache an das Taglicht kommen, und von ganzen Völkern anerkannt werden würde. Und so, wie er, sollen wir es nun auch machen, wenn das falsch ist, was uns die Leute Böses nachreden: wir sollen die Verleumdung großmüthig verachten.

Schluß. Sehet, meine Lieben! so beträgt sich der vernünftige Mensch, der Christ, wenn der Wurm der Ehrabschneidung, der Verleumdung an seiner Ehre naget. Er ist nicht gleichgültig gegen das, was das Gerücht von ihm herumträgt. Er schauet in sich hinein, er forschet bey sich nach, ob das nicht wahr sey, was man ihm zur Last leget, zur Schuld anrechnet. Sagt ihm sein Gewissen: ja, es ist so, die Leute haben recht, du bist der, für den sie dich ausgeben, dann zürnet er nicht über die Leute, dann zürnet er über sich selbst, er bereuet ingeheim seine Fehler und bessert sich. Sagt ihm aber sein Gewissen: es ist nicht so, du bist der nicht, für den dich die Lästerzunge erkläret, dann, wenn er weiter nichts zur Rettung seiner Ehre thun kann, biethet er der Verleumdung lächelnd Trotz. Die Eiche bleibt doch die Eiche, denkt er, wenn auch die Insecten viele ihrer Blätter angreifen und durchfressen. Die Rose bleibe doch die Rose, wenn auch jemand etwa

aus Mangel am Gefühle für wahre Schönheit sie für eine häßliche Blume erkläret. So denkt er, und so überträgt und verachtet er die Verleumdung mit Großmuth. Und so machet es auch, wenn eure Ehre angegriffen wird! Sagt man euch mit Wahrheit Böses nach, so bessert euch! Sagt man aber euch Böses fälschlich nach, so verachtet starkmüthig die Verleumdung! Man griff einst in einem Theaterstücke den Weltweisen Socrates an: „Ich muß mich bessern, sagte er, wenn die Vorwürfe der Verfasser gegründet sind; und muß sie verachten, wenn sie es nicht sind." Amen.

Am Feste des heil. Josephs.

Wie sich der heil. Joseph, uns zum Beyspiele, in seinem häuslichen Leiden verhalten habe.

Text.

Joseph! du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria deine Braut zu dir zu nehmen, Matth. 1, 20.

Joseph der Mann Mariä, und Pfleg- und Nährvater Jesu Christi, dessen Andenken wir heute feyern,

stammte vom königlichen Hause Davids. Der Engel selbst, welcher ihm im Schlafe erschien, nennt ihn ein Sprößling, einen Abkömmling des Königs David. Joseph, so spricht der Engel zu ihm, Joseph! du Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria deine Braut zu dir zu nehmen.

Obgleich aber der heil. Joseph vom königlichen Hause Davids abstammte, so lebte er mit Maria doch nicht im Glanze einer königlichen Familie. Veränderungen der Zeit und mancherley Umstände machten es ihm unmöglich, im Glanze und Ueberflusse zu leben. Er lebte, wie ihr, im gemeinen Bürger- und Hausstande, und hatte darin manche Leiden und Widerwärtigkeiten zu erdulden.

Zwar hatte er in seinem gemeinen Bürger- und Hausstande manche Freude. O ja, er war dort in seiner kleinen Hütte zu Nazareth oft vergnügter und zufriedner, als mancher König in seinem Pallaste! Er hatte die Freude, an Maria eine treue Freundinn, Gehülfinn und liebenswürdige Gesellschafterinn zu besitzen. Er hatte die Freude zu sehen, wie der kleine Jesus zu aller Weisheit und Tugend heranwuchs. Aber, wie ich sage, er hatte in seinem gemeinen Bürger- und Hausstande auch seine Leiden. Und wie verhielt er sich dabey? Wie betrug er sich, als ihm Gott den Leidenskelch zu trinken darreichte?

Ihr wisset es, m. L.! daß wir die Heiligen, die jetzt über die Uebel dieses Lebens erhaben und selig sind, nur dann recht verehren, wenn wir sie uns zum Muster nehmen, und die schönen Tugenden nachahmen, die sie in ihrem Leben ausgeübt haben. Wir werden also auch nnr dann

den heil. Joseph recht verehren, wenn wir sein rechtschaffenes Verhalten kennen lernen, und uns bemühen es zum Muster zu nehmen. Heute wollen wir sehen, wie er sich in seinen häuslichen Leiden verhalten habe.

1) Erstlich will ich euch zeigen, welche häusliche Leiden der h. Joseph auszustehen gehabt habe;
2) Zweytens will ich euch zeigen, wie er sich in diesen seinen häuslichen Leiden verhalten habe.

Seyd recht aufmerksam.

I.

Häusliche Leiden sind die schwersten und bittersten, und dieser schweren und bitteren Leidrn hatte der h. Joseph einen ganzen Kelch voll auszutrinken. Schon mit seinem Haus- und Ehestande fingen seine häuslichen Leiden an; und kaum war eine trübe Wolke über seinem Haupte vorübergezogen, so war schon wieder eine andere für ihn im Anzuge. Welches Herzenleid für ihn! Ohne von einem Geheimnisse etwas zu wissen, merkte er, daß Maria seine Braut schwanger sey. Nichts zerfleischet unser Herz mehr, als die Untreue einer Person, auf deren Freundschaft und Liebe wir uns verließen. Wie mag ihm also zu Muthe gewesen seyn, als er Maria in einem solchen Zustande erblickte! Und wenn er auch an der Tugend und Treue Mariä etwa nicht gezweifelt hat: Wie tief muß schon dieser Gedanke sein Herz verwundet haben, der Gedanke: „Sie muß gewaltsam entehret worden seyn!“ Jetzt war Maria

ihrer Entbindung nahe, und jetzt mußte er mit ihr, einer vom Kaiser August befohlenen und ausgeschriebenen Beschreibung zu Folge, nach Bethlehem, an seinen Stammort reisen, und jetzt fand er hier an einem fremden Orte keine Herberge, in einem Stalle mußte er mit Maria seine Einkehr nehmen! Jetzt war der Knabe Jesus geboren, und jetzt, weil ihm der eifersüchtige und argwöhnische Herodes nach dem Leben strebte, mußte er mit ihm und seiner Mutter die Flucht ergreifen, die mühevolle Reise nach Aegypten, in ein fremdes Land antreten! Jetzt war der Wütherich Herodes todt, jetzt trat er seine Rückreise in seine Heimath an, und jetzt mußte er mit Betrübniß hören, daß Archelaus statt seines Vaters Herodes im Judenlande regiere, ein Mann, von dessen Grausamkeit er auch alles zu fürchten hatte, und dem er sich ohne Gefahr auch nicht nähern durfte! Jetzt reisete er mit Maria und dem zwölfjährigen Knaben Jesu nach Jerusalem in den Tempel, und jetzt mußte er das Herzenleid erleben, seinen Liebling zu verlieren! Wer ein Vaterherz hat, der fühle es, was das Herz des heil. Josephs bey allen diesen Vorfällen mag gelitten haben. Bey diesem letzten Vorfalle sagte Maria zu ihrem Sohne Jesu: Sohn! warum hast du uns das gethan, ich und dein Vater haben dich mit Schmerzen gesucht! Luk. 2, 48. Ja wohl mit Schmerzen wird es der heil. Joseph gesehen haben, daß Jesus in einem Stalle mußte geboren werden; mit Schmerzen gehöret haben, daß ihm Herodes nach dem Leben strebe; mit Schmerzen erfahren haben, daß Archelaus jetzt König sey; mit Schmerzen bemerkt haben, daß der kleine Jesus nicht mehr

an seiner Seite, und nicht unter seinen Verwandten und Bekannten sey.

Sehet! solche häusliche Leiden kamen über den heil. Joseph! Ein solches Hauskreuz lag auf seinem Rücken! Mit solchen Widerwärtigkeiten suchte ihm die göttliche Vorsehung heim!

Ueber euch kommen oft ähnliche Leiden. Keiner von euch bleibt von allen häuslichen Widerwärtigkeiten ganz und allezeit frey. Oft müsset ihr mit der Noth und Armuth kämpfen, und wisset nicht, wovon ihr eure Kinder ernähren, womit ihr die herrschaftlichen Abgaben bestreiten sollet. Oft machen euch die Schwiegerältern, oft eure Kinder Verdruß, Mühe und Arbeit. Oft werdet ihr mit Krankheiten heimgesucht. Oft wohnet der leidige Unfriede in euerm Hause, der Feind aller häuslichen Glückseligkeit.

Es ist eben auch keine Strafe Gottes, keine Wirkung seines Mißfallens, daß dergleichen Leiden über euch, daß sie über uns alle kommen. Kreuz und Leiden sind oft recht gut und heilsam für uns. Sie bewahren uns vor Stolz und Uebermuth, sie bewahren unser Herz vor der allzu großen Anhänglichkeit an das Irdische, sie machen uns weich und mitleidsvoll bey fremder Noth, u. s. w. Der Mensch, sagt man, kann alles vertragen, nur die beständig guten Tage nicht. Wie das Wasser, wenn es lange nicht in Bewegung kommt, faul und stinkend wird; wie die Kleider von den Motten angegriffen werden, wenn sie lange ungebraucht im Schranke hängen; und wie die Frucht auf dem Boden verdirbt, wenn sie nicht bisweilen mit der Schaufel herumgeworfen wird; so verderben auch gar leicht die Menschen,

wenn sie nicht bisweilen durch Leiden beunruhiget und in Bewegung gesetzt werden.

Die meisten Leute wissen sich aber nicht in ihre Leiden zu schicken. Nun wie hat sich der h. Joseph in seine häuslichen Leiden geschickt? Wie hat er sich in denselben verhalten?

II.

So groß und empfindlich auch die häuslichen Leiden des h. Josephs waren, so war er a) in denselben doch nicht hart gegen die Menschen, und b) nicht unzufrieden mit Gottes Verfügungen.

a) Was würden Viele an der Stelle des heil. Josephs gethan haben, da, wo er Maria in einem Zustande erblickte, der ihn kränken mußte, und wo er so menschenfreundlich handelte? Würden sie sich nicht ihrem Unwillen überlassen, und Maria mit den bittersten Vorwürfen, mit Schelt-, Schimpf- und Fluchworten überhäuft haben? Die Menschen sind so geartet, daß sie gewöhnlich äußerst hart und lieblos mit denen verfahren, die sie für die Ursache ihres Leidens ansehen. Selbst gegen Unschuldige lassen sie sogar in Leiden und Widerwärtigkeiten oft ihren Unwillen aus. So war der heil. Joseph nicht geartet, so machte er es nicht. Er hätte nach aller Strenge mit Maria verfahren können. Das jüdische Gesetz hätte es ihm erlaubt, sie anzuklagen, und der allgemeinen Verachtung Preis zu geben. Dazu war aber sein Herz zu menschenfreundlich. Er wollte sie in keinen übeln Ruf bringen, sondern sie in geheim, ohne jemanden ein Wort davon zu sagen, verlassen. Wie würden sich Viele in seiner Lage verhalten haben, wenn sie, wie er, vor der Tyran-

nen des Herodes hätten fliehen müssen? Wie betragen sich Viele, wenn sie sich nur einbilden, daß ihnen die Obrigkeit Unrecht thue? Wie würden sich Viele an seinem Platze benommen haben, wenn ihnen, ohne ihr Vorwissen, der kleine Jesus im Tempel zurück geblieben wäre? Würden sie ihn auch so sanft, so gelinde behandelt haben: „Sohn! warum hast du uns das gethan?“ würde ihr Verweis so schonend, wie dieser, gewesen seyn? O, man weiß es ja, wie viele Menschen in ähnlichen Fällen zu handeln pflegen! Der h. Joseph aber blieb sich immer gleich, behielt immer die Besonnenheit des Geistes, und in dieser legte er die Liebe, Güte, Schonung, die Sanftmuth gegen seine Mitmenschen nie ab; niemand hatte ein rauhes Wort, niemand eine Kränkung von ihm zu fürchten.

b) Auch mit Gottes Anordnungen war er in seinen Leiden nie unzufrieden. Viele Menschen vertrauen nur auf Gott so lange, als es ihnen wohlgehet, loben seine Verhängnisse nur so lange, als ihnen die Glückssonne lacht; im Leiden aber verlieren sie ihr Vertrauen auf Gott, murren gegen seine Vaterhand, welche ihnen den Leidenskelch zu trinken darreichet, und tadeln die rauhen Wege, auf denen er sie zu sich hinaufführen will. Der h. Joseph meisterte nie das Verfahren des himmlischen Vaters, wie er die Freuden von ihm annahm, mit eben dem zufriedenen und geduldigen Herzen nahm er auch die Leiden von ihm an. Gewiß hat er oft gebethet: „Meine Leiden kommen von Gott, und er hat seine weisen Absichten dabey. Zwar ist es mir jetzt noch verborgen, warum er mich so schmerzlich schlägt, und so tief verwundet; aber er muß es gut mit mir meinen, er ist ja mein Vater. In der

Ewigkeit, vielleicht noch auf Erden werde ich es erfahren, und werde es erkennen, daß seine Wege gut und heilig sind. Alles Leiden dauert hienieden ja auch nur eine kurze Zeit, und verwandelt sich dort drüben in Herrlichkeit. Dort drüben wird Gott abwischen alle Thränen von meinen Augen, dort drüben wird kein Herzenleid, keine Sorge und kein Klaggeschrey mehr seyn. Harre also aus, mein Herz! und sey geduldig und gelassen, bis dich der, der deine Tugend prüfet, in die frohe Ewigkeit hinüber rufet." Ja, so hat er gewiß oft gebethet, und damit sein Herz zur Geduld und zur Zufriedenheit mit Gott gestärket.

Und so, wie der h. Joseph, sollen wir uns denn auch verhalten, wenn uns Gott mit häuslichen Leiden heimsuchet. Wir sollen in denselben uns in der Geduld mit Gelassenheit üben, und nicht hart und lieblos gegen die Menschen verfahren, auch nicht unzufrieden mit Gott werden; sondern seine Vaterhand küssen, und seinen Anordnungen uns willig unterwerfen.

Schluß. Unter dem Monde, m. L.! ist es nun einmahl so: Jeder muß aus dem Becher der Leiden trinken. Keine Rose blühet ohne Dornen; keine Freude ist ohne Leid. Der h. Joseph hat, wie ihr gehört habt, auch aus dem Becher der Leiden getrunken. Leiden sind Arzneyen: sie sind bitter zu nehmen, aber sie bewirken Gesundheit, das ist, die Veredlung der Seele. Und deßwegen hat sich der h. Joseph, wie ihr auch gehört habt, in dieselben zu schicken gewußt, deßwegen war er in denselben nicht hart und ungerecht gegen die Menschen, nicht unzufrieden mit Gott. So lasset uns denn auf sein

Beyspiel hinsehen, und uns in unsern häuslichen Leiden verhalten, wie er sich in den seinigen verhielt! Wenn wir, wie er leiden, so werden wir auch, wie er, der Freuden des Himmels würdig werden. Amen.

Am fünften Sonntage in der Fasten.

Worin wir unsere Ehre suchen sollen.

Text.

Jesus antwortete: Ich habe keinen Teufel, sondern ehre meinen Vater; ihr aber entehret mich, Joh. 8, 49.

Nach dem heutigen Evangelium griffen die Juden die Ehre unsers Heilandes auf die gröbste und liebloseste Weise an. Er sagte ihnen, er begreife nicht, warum sie seiner Lehre den Beyfall versagten, da er die Wahrheit rede, keiner Sünde, keiner Falschheit und keines Betruges beschuldiget werden könne, und da Kinder Gottes, die sie seyn wollten, willig göttliche, gute Lehren annehmen. Nachdem er ihnen

dieses gesagt, und sie so überführt hatte, daß sie der Wahrheit vorsätzlich widerstrebten, und keine Kinder Gottes wären, so sprachen sie: Du bist ein Samaritan und hast den Teufel. Du bist ein Mensch, der so verächtlich in unsern Augen ist, wie ein ketzerischer Samaritan, und der wie ein Wahnsinniger redet.

Gegen diese Verleumdung war Jesus nicht gleichgültig. Er vertheidigte seine Ehre, und sagte: Ich habe keinen Teufel, sondern ehre meinen Vater; ihr aber entehret mich. Ich rede keineswegs wie ein Wahnsinniger, ich bin es der Ehre meines himmlischen Vaters schuldig, zu sagen, daß ihr keine Kinder Gottes seyd. Was würde man von der Heiligkeit Gottes denken müssen, wenn er solche unwürdige Menschen zu Kindern haben könnte? Und wenn ich auch jetzt meine Ehre nicht weiter zu retten suche, so ist schon Einer, der sie suchet, Gott wird es schon so veranstalten, daß die gerechte Sache, welche ich betreibe, und die reine Absicht, mit welcher ich sie betreibe, anerkannt werden wird.

Und so sollen wir auch nicht gleichgültig gegen unsere Ehre seyn. Ja, wir sollen nicht nur, wenn sie von verleumderischen Zungen angegriffen wird, auf jede vernünftige Weise sie zu retten bemühet seyn, wir sollen sogar uns um Ehre bewerben, wir sollen Ehre suchen. Aber worin sollen wir unsere Ehre suchen? Nicht alle Menschen suchen ihre Ehre darin, worin sie sie suchen sollten. Worin sollen wir als Christen unsere Ehre suchen? — Nun sehet, das will ich euch heute zeigen.

Ich will euch zeigen:

1) Worin wir unsere Ehre nicht suchen sollen,

2) Worin wir dieselbe suchen sollen.

Seyd aufmerksam.

I.

Wenn wir keine Ehre, kein Ansehen und keine Achtung bey Andern haben, so können wir nicht vortheilhaft auf sie wirken. Der Seelsorger, der Schullehrer, der Vater, der Nachbar, alle werden mit allem Predigen und Lehren, mit allem Ermahnen und Bitten, mit allem Drohen und Einreden wenig oder gar nichts bey ihren Zuhörern, Kindern und Mitnachbarn ausrichten, wenn sie keinen guten Ruf, keine Ehre und Achtung haben. Eben so werden wir nicht leicht Beystand, Unterstützung und Hülfe von andern erhalten, wenn sie nicht gut von uns denken, und uns ihrer Wohlthaten nicht werth halten. Um also mit mehr Zuversicht auf die Dienste Anderer rechnen zu dürfen, und vorzüglich, um sicherer Gutes bey ihnen stiften zu können, deßwegen sollen wir uns um Ehre bewerben, deßwegen sagt der weise Sirach: Sorge für einen guten Nahmen, Sir. 44, 12., deßwegen sagt Salomen: Ein guter Nahme ist vorzüglicher, als großer Reichthum, Sprichw. 22, 1. Worin sollen wir nun unsere Ehre suchen? Wir uns Ehre und Achtung erwerben? Viele suchen ihre Ehre a) in äußerlichem Glanze, b) im Großsprechen, ja wohl gar c) in offenbaren Lastern.

a) In

a) In Dingen, welche die Sinne reitzen und an sich ziehen, suchen vorerst Viele ihre Ehre. Was reitzet unsere Sinne, was zieht sie an, was macht einen starken Eindruck auf sie? Wenn ein Mensch in prächtigen Kleidern einhergehet, so sind alle Augen auf ihn gerichtet. Wenn er in einem schönen, nach den Regeln der Baukunst aufgeführten und großen Hause wohnet, so bleiben Reisende dabey stehen, betrachten es, und denken, daß sein Bewohner ein reicher und angesehener Mann seyn müsse. Wenn in seinem Hause alles nach dem Geschmacke und zur Bequemlichkeit eingerichtet ist, wenn er große und köstliche Mahlzeiten gibt, mit schönen Pferden fahret, und viele Leute zu seinem Dienste bereit stehen; so heißt es, daß er dem Glücke im Arme sitze, und habe, was das Herz verlanget. Das gefällt und schmeichelt dem eiteln, dem stolzen und menschlichen Herzen, es glaubt dadurch geehrt und besser als Andere zu seyn, und suchet in dergleichen Dingen, in schönen Kleidern, in großen Häusern, kurz im äußerlichen Glanze seine Größe, seine Ehre und seinen Ruhm. Das eitle Mädchen dünkt sich in schönen Kleidern besser zu seyn, als die Tochter des armen Mitnachbars, welche in Wolle und Leinwand gekleidet neben ihm stehet, und suchet deßwegen seine Ehre in schönen Kleidern. Der stolze Bauernjunge meint besser zu seyn, als ein anderer, wenn dessen Hut und Rock weniger, als der seinige kosten, darin sucht er deßwegen seine Ehre. Der kurzsichtige adelige Knabe glaubt besser zu seyn, als der Sohn des arbeitsamen Handwerkers, weil dieser nicht, wie er, mit Kreuzen und Ordensbändern gezieret ist, deßwegen sucht er

in solchen Zeichen seine Ehre. Und so glauben Tausende, daß sie mehr, angesehener und besser als andere wären, weil sie es diesen, in Kleidern, Hausgeräthen, Häusern, im Essen und Trinken, und in Lustbarkeiten zuvor thun können, deßwegen suchen sie ihre Ehre in dem, was die Sinne blendet, und begehen oft Sünden und Ungerechtigkeiten, um sich in den Stand eines äußerlichen Glanzes zu setzen.

b) Andere suchen ihre Ehre im Großsprechen. Sie sind Geist und Thaten leer, nichts spricht für sie, und weil sie doch bey Andern eine große Meinung von sich erregen möchten, so lassen sie ihren Mund für sich sprechen. Sie sagen, daß sie so und so gelehrt seyn, daß sie ihre Kunst, ihr Handwerk besser als hundert Andere verständen, auch weit mehr, als Andere damit verdienten, daß sie da und dort in der Welt gewesen wären, dieses und jenes gesehen, gehört und erfahren hätten, daß sie mit diesen und jenen vornehmen Leuten in Freundschaft stünden, daß sie so viel an liegenden Grundstücken, so viel an Capital und barem Gelde besäßen, daß sie täglich so gut und köstlich äßen, u. s. w. Ja, in ihrem Munde muß alles, die Blume, welche sie ziehen, das Getreide, welches sie bauen, das Amt, welches sie begleiten, dazu dienen, sich Andern als Leute von Bedeutenheit hinzustellen. In jedem Stande, und in jedem Dorfe gibt es solche Prahler und Großsprecher. Möchten diese alle doch nur bedenken, was Paulus den Korinthern geschrieben hat: Euere Ruhmredigkeit ist nicht gut, 1. Kor. 5, 6.

c) Noch andere suchen sogar ihre Ehre in Ausschweifungen und offenbaren Lastern. Gibt es nicht Leute, welche meinen, sie thäten etwas Großes, wenn sie sich recht besaufen, wenn sie sich tapfer mit andern herumschlagen, wenn sie mit Arglist die Unschuld in ihre Netze bringen, wenn sie eine halbe Gemeinde mit ihren Lügen bethören, wenn sie im Handel und Wandel zu ihrem Vortheile auch kluge Leute hintergehen und betriegen? Habt ihr noch keine Menschen kennen gelernt, welche sich ihrer Arglist, ihres Saufens, ihrer starken Faust, kurz ihrer Schandthaten und Laster wegen rühmten? Ein Mann im Alterthume, Herostrat mit Nahmen, steckte zu Ephesus den Dianentempel, in dem die Reichthümer vieler Könige verschwendet waren, und der unter die sieben Weltwunder gezählt wurde, in Brand, in der Absicht, sich bey der Nachwelt einen großen Nahmen zu machen. Und so, wie dieser, suchen noch heut zu Tage Viele ihre Größe in Sünden und Lastern. Sie wollen Helden im Bösen seyn.

Ich habe es euch schon oft gesagt, m. L.! daß der Mensch auch auf seinen äußern Wohlstand bedacht seyn, daß er sich schön und sauber kleiden, bequem einrichten, und wenn es sein Stand und Vermögen leidet, besser als sein ärmerer Mitbruder essen und trinken dürfe: aber sagt mir, gibt das dem Menschen einen Werth vor Gott und der Vernunft? Gibt das dem Menschen einen wahren Werth, wenn er reicher als Andere ist, wenn er schönere Kleider und größere Häuser besitzet, wenn er Titel und Rang hat, mit Pferden und in Kutschen fahret? — Und ist das wahre Größe, sich durch Stärke im Bösen auszuzeichnen? — Die Dummheit mag viel-

leicht hinsehen, gaffen und staunen, wenn sie dergleichen Dinge an jemanden wahrnimmt: aber der Vernünftige weiß, was diese Dinge sind — ein glänzendes Nichts. Hat Jesus nach solchen Dingen getrachtet? Haben die Apostel darin ihre Ehre, ihren Ruhm gesucht? Darin sollen wir also unsere Ehre nicht suchen.

Nun will ich zeigen, worin wir unsere Ehre suchen sollen.

II.

Wir sollen unsere Ehre suchen in dem, was einzig und allein dem Menschen ehrenwerth macht, a) in einem rechtschaffenen, christlichen Lebenswandel, ins besondere b) in treuer und gewissenhafter Erfüllung unserer Berufsarbeiten.

a) Die Tugend allein ist ehrwürdig, auch der Lasterhafte, welcher aus ihrem Dienste ausgetreten ist, kann ihr seine Hochachtung nicht versagen. Mag ein Mensch reich oder arm, gelehrt oder nicht gelehrt, vornehm oder niedrig, in Purpur oder in grobe Leinwand gekleidet seyn, mag er in einem königlichen Pallaste oder in einer Strohhütte wohnen, das ist gleichviel, wenn wir sehen, daß er Gott fürchtet, seine sinnlichen Triebe und Neigungen beherrschet, und nur das sucht und thut, was Vernunft und Christenthum gebeut; so müssen wir ihn schätzen, ihn hochachten. Wir sehen dort den Aegyptischen Joseph im Kerker, in Ketten und Banden, doch schätzen wir ihn hoch, und warum? Weil er den Antrag zur Sünde ausschlug, weil er sagte: Wie sollte ich ein so großes Uebel

thun, und in den Augen meines Gottes sündigen? Wir sehen hier den barmherzigen Samaritanen, sehen, wie er den unter die Mörder Gefallenen und in seinem Blute Daliegenden mit Mitleiden anblicket, Wein und Oehl in seine Wunden gießet, ihn auf sein Thier hebt, in eine Herberge führt, und dem Wirthe zur Verpflegung übergibt: er ist als Samaritan in den Augen der Juden ein Gräuel; wir schätzen ihn hoch, und warum? Weil er nach Pflicht und Gewissen handelt. Wir sehen da den armen Lazarus vor der Thür des reichen Prassers, er ist in Lumpen gehüllt, vom Hunger und von Beulen entstellet, doch schätzen wir ihn hoch, und warum? Weil er fromm und tugendhaft lebte. Und so schätzen und achten wir alle jene Männer, welche uns die jüdische und heidnische Geschichte vorführet, und von ihnen sagt, daß sie sich durch Vaterlandsliebe, durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse, durch Treue und Wahrhaftigkeit, kurz durch Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet hätten, und wir können nicht anders, die Hochachtung ist ein Zoll, den uns ihre Tugend abnöthiget. Und so werden auch uns die Menschen um uns her, so wird die Nachwelt noch uns hochschätzen und verehren, wenn wir rechtschaffen sind und Gutes thun. Auf diese Weise wird uns die Ehre entgegenkommen, ohne daß wir sie suchen.

In der Tugend also, die allein ehrwürdig ist, und allein ehrenwerth machet, sollen wir unsere Ehre suchen. In der Tugend, Jüngling! sollst du deine Ehre suchen, in dem Gehorsame gegen deine Aeltern, in dem friedlichen Betragen gegen deine Geschwister, in der Mäßigkeit des Freudengenusses bey öffentlichen Lustbarkeiten, in der Sitt-

samkeit und Schamhaftigkeit im Umgange mit Personen des andern Geschlechtes, in der Andacht bey dem öffentlichen Gottesdienste. In der Tugend, Jungfrau! sollst du deine Ehre suchen, in der Eingezogenheit, Demuth, Bescheidenheit, im Gebethe und in der Keuschheit. In der Tugend, wer du auch immer seyn magst, mein Christ! sollst du deine Ehre suchen, in der Ehrlichkeit im Handel und Wandel, in der Barmherzigkeit gegen Arme und Nothleidende, in der Liebe und dem Wohlwollen gegen alle Menschen. Tausende bewerben sich um Ehre, ängstlich bemühen sie sich um dieselbe; aber sie finden sie nicht, sie haschen nach einem eiteln Schatten, weil sie dieselbe nicht in einem unsträflichen Wandel, nicht in einem tugendhaften Leben suchen.

b) Besonders sollen wir unsere Ehre suchen in treuer und gewissenhafter Abwartung unserer Berufsgeschäfte. Wir haben nicht alle einen und den nähmlichen Beruf, mithin auch nicht einerley Arbeiten und Geschäfte. Andere Geschäfte hat der Ackersmann, andere der Handwerker, andere der Kaufmann, andere der Schullehrer und Volkslehrer, andere der Soldat, andere der Arzt, andere der Beamte, und andere der Landesherr. Alle diese Geschäfte sind nothwendig, und sie sind deßwegen unter so viele Hände ausgetheilt, damit sie alle gethan werden können. Und nur dann wird das Wohl der menschlichen Gesellschaft wahrhaft befördert, wenn jeder das ihm zugetheilte Geschäft gehörig, mit Sorgfalt und Treue verrichtet. Gewöhnlich ist das auch wenig und unbedeutend, was der Mensch außer seinem Berufe zum Besten Anderer thun kann. Also nur in unserm

Berufe können wir durch Fleiß und Arbeitsamkeit unsere Menschenliebe und Gewissenhaftigkeit beweisen, weil wir nur in ihm die Wohlfahrt, und das Beste der Menschen befördern helfen, weil wir nur in ihm recht thätig und wirksam seyn können. Und sehet! deßwegen lobt und ehrt man auch nur die Menschen, welche recht gewissenhaft ihrem Berufe abwarten, ihr Leben und allen ihren Fleiß und Schweiß ihrem Berufe schenken. Man lobt und ehrt den Bauersmann, welcher sein Feld zur rechten Zeit und gut bestellet, seinem Viehe gehörig wartet, seine Kinder christlich erziehet, seinem Gesinde und ganzen Hauswesen wohl vorstehet, und bey allen diesen Arbeiten Eifer und Unverdrossenheit zeigt. Man lobt und ehrt den Schullehrer, welcher seine Freude daran hat, mit Kindern umzugehen, und sich die Mühe nicht verdrießen läßt, ihnen die für das Leben allgemein nothwendigen Kenntnisse beyzubringen. Man lobt und ehrt den Geistlichen, welcher keine größere Sorge hat, als die, das Wort Gottes eifrig, mit Wärme und Nachdruck zu predigen, und alle seine Zuhörer zur Tugend und wahren Frömmigkeit anzuführen. Man lobt und ehrt den Beamten, welcher die Gerechtigkeit handhabet, und jedem, so bald als möglich ist, zu seiner gerechten Sache verhilft. Und so lobt und ehrt man eine jede Person, welche sich so recht ihrem Berufe widmet, und wenn ihr Beruf auch nicht ansehnlich und vor der Welt berühmt ist. Mag aber der Bauersmann sich auf das und jenes noch so gut verstehen, mag der Schullehrer der geschickteste Violinspieler seyn, mag der Geistliche die gelehrtesten Bücher schreiben, mag der Beamte ein ganzes Gesetzbuch ver-

fertigen, man wird sie deßwegen nicht hochachten und ehren, wenn sie ihre Berufsgeschäfte darüber vernachlässigen, es wäre besser, wird man sagen, wenn sie das thäten, was ihr Beruf mit sich bringt.

Ins besondere sollen wir also unsere Ehre suchen in der Treue und dem Fleiße, welche unser Beruf von uns verlangt. In deinem Berufe, Landmann! sollst du deine Ehre suchen, in der sorgfältigsten Bestellung deines Feldes, und der bestmöglichsten Benutzung desselben. In deinem Berufe, Handwerker! sollst du deine Ehre suchen, in dem Fleiße in deiner Werkstätte, und der Sorgfalt, welche du auf die bestellten Sachen verwendest, u. s. w.

Damit wir aber unserm Berufe recht abwarten können, und täglich geschickter werden, die Geschäfte desselben besser und besser zu verrichten; so müssen wir uns auch Mühe geben, nachzudenken, Erfahrungen zu sammeln, kurz an Kenntnissen zu wachsen, die für unsern Beruf dienlich sind. Das mußt du besonders thun, Jugend! du mußt dich jetzt mit allem Fleiße vorbereiten zu dem Stande und Berufe, in dem du einst leben, und der Welt nützlich werden willst. Wer sich die nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu seinem Berufe nicht erwirbt, wird auch nie mit Ehre die Geschäfte desselben verrichten können.

Wenn wir tugendhaft sind, m. L.! und besonders treu und fleißig in unserm Berufe, so wird es uns nie an wahrer Ehre mangeln. Wer uns siehet und kennet, wird denken: das ist ein rechtschaffener Mensch, und wird uns in seinem Herzen hochschätzen müssen. Und sollten wir dabey auch etwa keine be-

sondere Ehre vor der Welt haben, so wird das uns Trost und Belohnung genug seyn, daß uns unser Gewissen das Zeugniß gibt: Du bist der Ehre werth; daß wir mit dem Apostel Paulus sprechen können: Unser Trost ist der, ein gutes Gewissen zu haben, Hebr. 13, 18.

Schluß. So lasset uns also, meine Lieben! nicht eitler Ehre begierig seyn, nicht im äußerlichen Glanze, nicht im Prahlen oder Großsprechen, nicht in Handlungen, die das Gewissen verdammt, lasset uns unsere Ehre suchen! Darin lasset uns unsere Ehre suchen, was allein ehrwürdig ist, in der Rechtschaffenheit und Tugend, ins besondere in gewissenhafter Erfüllung unserer Berufspflichten! — Wer bist du Reicher, Mächtiger nach achtzig, nach hundert Jahren? Du bist dann Staub und Asche. Und wem sind dann deine Schätze und Reichthümer? Sie sind nicht mehr dein. Was also nicht wahrhaft unser ist, was eitel und vergänglich ist, was wir in die Ewigkeit nicht mitnehmen können, kann uns auch keine wahre Ehre geben. Nur unsere Tugend ist unser, nur die pflichtliebende Gesinnung begleitet uns in jenes bessere Leben, nur diese allein macht uns ehrenwerth. In dieser also, ich wiederhohle es, lasset uns unsere Ehre suchen!

Und jetzt nur noch ein Wort. Wenn ich sage, daß wir in der Tugend, in der Berufstreue unsere Ehre suchen sollen; so müsset ihr mich nicht so verstehen, daß wir der Ehre wegen rechtschaffen und emsig in unserm Berufe seyn sollen. Nein! die Tugend muß ohne Nebenabsicht, sie muß um ihrer selbst Willen geliebt und geübt werden. Ich will

damit nur dieses sagen, daß, wenn wir uns der Tugend und unserm Berufe widmen, wir dann auch Ehre haben werden. Doch bey euch werde ich ein solches Mißverständniß nicht zu fürchten brauchen. Amen.

Am Feste Mariä Verkündigung.

Warum die Eingezogenheit eine so schätzbare Tugend sey.

Text.

Der Engel ging zu ihr hinein, und sprach: Sey gegrüßt du Gnadenvolle! der Herr ist mit dir, du bist die Gebenedeyte unter den Weibern, Luk. 1, 28.

Das heutige Evangelium erzählet uns, daß ein Engel Maria die Bothschaft gebracht habe, daß sie die Mutter des Weltheilands werden würde, daß sie über diese Nachricht erschrocken, und nicht eher beruhiget worden sey, als bis ihr gesagt ward, daß dieses ohne Verletzung ihrer Keuschheit geschehen werde.

Zur Zeit, da Maria diese Bothschaft erhielt, befand sie sich in dem Hause und unter der Obsorge

ihrer Aeltern oder Anverwandten. Denn es war eine jüdische Sitte, daß eine jede Braut nach ihrer Verlobung noch einige Zeit bey ihren Aeltern oder nächsten Anverwandten blieb. Und weil nun damahls Maria mit Joseph versprochen war, so traf der Engel sie nirgend anderswo, als im älterlichen Hause, oder im Hause ihrer Anverwandten an.

Wenn aber auch nicht diese jüdische Sitte Maria genöthiget hätte, zu Hause zu bleiben, so würde der Engel sie doch nur im älterlichen Hause, und bey ihren häuslichen Arbeiten gefunden haben. Oder sollte eine Person, wie sie, die so sittsam und so keusch war, die schon der Gedanke, ihre Tugend möchte in Gefahr sey, in Verlegenheit setzte, soll sich diese gern, oft und lange außer ihrem Hause aufgehalten haben? Sollte sie irgendwo lieber, als in dem Kreise der Ihrigen, unter der Obsorge ihrer Aeltern gewesen seyn? Nein, eine Jungfrau von so unbefleckten Sitten, von so strenger Tugend, wie sie, konnte wohl nichts mehr lieben als die Eingezogenheit! Gewiß ist Maria, wie sie uns ein Beyspiel in so vielen schönen Tugenden ist, uns auch ein Beyspiel in der Eingezogenheit!

O, möchte doch auch unsere Jugend lieber im älterlichen Hause verweilen, als sie es dermahlen zu thun gewohnt ist! Möchte man sie doch mehr unter der Aufsicht ihrer Aeltern antreffen, als an Orten, wo ihre Tugend in Gefahr ist! Möchten aber auch nur unsere Aeltern selbst, unsere Väter und Mütter sich weniger nach Unterhaltungen außer ihrem Hause sehnen, als nach den stillen Freuden, die sie im Kreise ihrer Familie finden können! Möchte ich doch nur von allen, von jung und alt, sagen, mit Wahr-

heit sagen können: Sie sind eingezogen! So eingezogen, wie es die Jungfrau Maria war!

Eingezogenheit, holde Tochter des Himmels! du Beschützerinn der Unschuld, du Quelle der reinsten Freuden, deine Schönheit bleibt dir, und wenn sie auch die halbe Welt verkennen sollte, und wenn auch der größte Haufe nichts mehr von dir sollte hören mögen! Gute Menschen huldigen dir, und werden dir ewig huldigen!

Ich will euch heute, m. L.! die schöne Tugend der Eingezogenheit anempfehlen, heute, da wir wieder das Beyspiel der eingezogenen Jungfrau Maria vor uns haben. Ich will mir Mühe geben, die Liebe zu dieser schätzbaren Tugend in euern Herzen zu wecken. Und werde ich dieses besser thun können, als wenn ich euch die Gründe vorlege, warum die Eingezogenheit eine so schätzbare Tugend sey? — Ich will euch also zeigen:

Warum die Eingezogenheit eine so schätzbare Tugend sey.

Und so sage ich dann:

Die Eingezogenheit ist eine schätzbare Tugend:

1) Weil wir bey ihr der Gefahr zu vielen Sünden entgehen,
2) Weil wir bey ihr am besten unserm Berufe abwarten können, und
3) Weil sie uns die meisten Freuden gewähret.

Seyd aufmerksam.

I.

Das Wort eingezogen führt so viele schöne Nebenbegriffe bey sich, daß man zum Lobe einer Person nichts bessers sagen kann, als dieses: Sie ist eine eingezogene Person. Dagegen läßt das Wort ausschweifend auf alles Böse schließen, und man kann von einem Menschen gewiß nichts Schlimmeres sagen, als dieses: Er ist ein ausschweifender Mensch. Auch wußte schon Salomon eine liederliche Weibsperson nicht besser nach ihren bösen Sitten zu beschreiben, als damit, daß er sagte: Sie konnte nicht zu Hause bleiben, Sprichw. 7, 11.

Dem zu Folge sollte also ein jeder, wer er auch seyn mag, sich der Eingezogenheit befleißen. Die Hausväter und Hausmütter sollten immer am liebsten unter ihren Kindern und Hausgenossen seyn. Die Söhne und Töchter sollten nirgends so gern, als im älterlichen Hause verweilen. Knechte und Mägde sollten mit Vergnügen daheim bey der ihnen angewiesenen Arbeit bleiben. Dem Handwerker sollte der Aufenthalt in seiner Werkstätte unter seinen Gesellen und Lehrjungen der angenehmste Ort seyn. Aber was sehen, was erfahren wir heut zu Tage?

Es gibt heut zu Tage Leute, denen es eine unerträgliche Last ist, zu Hause zu bleiben. Nicht nur beym Tage, auch zur Nachtszeit, auch nach der Polizeystunde schwärmen sie außer dem Hause herum. Die jungen Bursche besuchen alle Tanzböden, wohnen allen öffentlichen Lustbarkeiten bey, und, nicht mehr zufrieden mit denen ihres Ortes, laufen sie auch in den benachbarten Dörfern herum. Sie ziehen

spät in der Nacht in den Dörfern auf und ab, und stören nicht selten mit ihrem wilden Geschrey den friedlichen Nachbarn, der des Tages Last und Hitze getragen hat, in seiner Ruhe. Die Mädchen ziehen mit ihrem Spinnrade oder Rocken von einem Hause in das andere, sogar zur Nachtszeit thun sie dieses, und murren über ihre Aeltern, wenn sie ihnen gegen das nächtliche Auslaufen Vorstellungen machen. Sie zählen alle Wochentage, und können kaum so lange ohne Ungeduld warten, bis wieder ein Sonn- oder Feyertag kommt, wo sie zum Tanze gehen, oder sich — ach! daß ich es nicht sagen müßte — in Gärten oder auf Wiesen mit Jünglingen herumbalgen können. Die Mütter besuchen die Nachbarshäuser, um mit Andern die edle Zeit zu verplaudern. Die Väter sitzen tagelang beym Weinglase in den Wirthshäusern, um ihr Geld in Gesellschaft Anderer durchzubringen.

Glaubet nicht, m. L.! daß ich euch licht- und leutscheu machen möchte! daß ich euch den Umgang mit Menschen untersage! daß ich euch ein gesellschaftliches Vergnügen, eine öffentliche Lustbarkeit mißgönne! oder daß ich jenen Leuten das Wort rede, die aus Stolz oder Geitz, aus grämlicher Gemüthsart oder als mürrische Sonderlinge mit keinem Nachbarn und Mitbürger umgehen wollen, oder die aus Trägheit zu Hause sitzen, und wie der Faule in den Sprichwörtern sprechen: Es ist ein Löwe draußen, ich werde mitten auf der Gasse umkommen, Sprichw. 22, 13. Nein, ich will euch keine Sittenlehre predigen, welche alle Vergnügungen außer dem Hause, welche Spiel und Gesellschaft verdammet. Ich rede nur gegen das ewige Gerenne aus dem Hause, gegen das

gewohnheitsmäßige Herumschweifen, gegen das häufige Auslaufen zur Nachtszeit, gegen das unsinnige Herumschwärmen unserer leichtsinnnigen Jugend. Und saget mir nun selbst, setzt man sich bey einem solchen Auslaufen nicht der Gefahr zu vielen Sünden aus?

Ein Mann verfällt außer dem Hause leicht in das Laster der Trunkenheit, gewöhnt sich leicht an das liederliche Spielen, und wird wohl gar seiner Ehefrau, welcher er in den Augen Gottes am Altare Liebe und Treue geschworen hat, untreu. Eine Frau wird auswärts gar bald eine elende Klatscherinn, eine Verschwenderinn, und wer weiß, ob nicht auch — eine Ehebrecherinn. Besonders aber ist das viele Auslaufen für junge Leute die nächste Gelegenheit, ihre Unschuld zu verlieren. Ich will mich hier gar nicht auf die Erfahrung, als den besten Zeugen der Wahrheit meiner Behauptung berufen, ich will euch zu ihrer Bekräftigung nur an die traurige Geschichte der Dina, der Tochter des Patriarchen Jakobs, welche uns die h. Schrift erzählet, erinnern. Die Sichemiten feyerten, nicht weit von den Hirtenzelten Jakobs und seiner Söhne, ein Fest, bey welchem sich ihre Töchter versammelt hatten. Dina, von der Neugierde getrieben, wollte die Mädchen ihrer Phönizischen Nachbarn sehen: aber was geschah? Sichem, der Sohn des Landesfürsten Charmors des Heviters, sah sie, und — entehrte sie. Es fehlet sich gar nicht, daß junge Leute, welche weder die Gewalt ihrer sinnlichen Triebe, weder die Macht des bösen Beyspiels, noch ihre Schwachheit, diese zwey Feinde zu besiegen, kennen, leicht verführt werden, wenn sie außer dem älterlichen Hause ohne Wächter und Hüther sind? Gibt es nicht überall Unkraut un-

ter dem Weitzen? Und verdirbt nicht leicht das Unkraut auch den guten Weitzen? Stecken kranke Schafe nicht auch die gesunden an? Ja, junge Leute, welche so gern dem älterlichen Hause entlaufen, werden bald — doch ich will ihre Ehre schonen — werden bald verführt werden, und Sünden begehen, die ihnen die Ruhe und Stille des Herzens rauben!

Der Gefahr, dergleichen Sünden zu begehen, entgehen wir am sichersten bey der Eingezogenheit. Die Eingezogenheit bewahrt den Mann vor der Trunkenheit, vor dem Spiele und vor andern Lastern. Die Eingezogenheit bewahrt die Frau vor der Klatscherey, dem Ehrabschneiden, der Verschwendung und dem Ehebruche. Die Eingezogenheit bewahrt die Jugend vor dem lieblosen Schlagen und Schmeissen, vor der schändlichen Unkeuschheit und andern Jugendsünden. Und die Eingezogenheit sollten wir nicht lieben? Die Eingezogenheit sollte keine schätzbare Tugend seyn?

Bey der Eingezogenheit können wir auch am besten unsern Berufsgeschäften abwarten.

II.

Unsere Berufsgeschäfte fordern größten Theils ein eingezogenes Leben. Sind wir Hausväter, so wird unser häusliche Wohlstand am meisten darauf beruhen, daß wir über unser Hauswesen beständig eine genaue Aufsicht haben. Haben wir Dienstbothen, so werden diese nur fleißig, ordentlich und gesittet seyn, wenn wir auf ihr Betragen Acht haben: Sind wir Aeltern, so wird die Erziehung unserer Kinder nur dann gedeihen, wenn wir sie immer vor unsern

Au-

Augen haben. Haben wir ein Amt, z. B. ein Lehramt, so werden wir zu Hause, entfernt von den Zerstreuungen außer dem Hause, am besten über dessen getreue Verwaltung nachdenken, und uns zu dessen Ausübung vorbereiten können. Sind wir noch in den Jahren der Vorbereitung, in den Lehrjahren, so werden wir nur dann etwas Rechtes lernen, wenn wir ein stilles eingezogenes Leben lieben. Gesetzt nun ein eingezogenes Leben ist uns zuwider, wir lieben Gesellschaft, Tanz und Spiel: was wird da geschehen?

Hassen wir ein eingezogenes Leben, so werden wir, so bald uns die Lust des Auslaufens und des Umherscheifens anwandelt, unser Haus verlassen: und was wird daraus entstehen? Unser Gesinde wird wirthschaften und ausschweifen, wie es will. Unsere Kinder werden verwildern, und in allerley Lastern heran wachsen. Unsere ganze Haushaltung wird zu Grunde gehen, weil wir selbst nichts zur rechten Zeit, in der gehörigen Ordnung und mit dem nöthigen Fleiße thun werden. Unser Amt wird nothwendig dabey leiden, es wird nur Miethlinge an uns haben. Oder wenn wir uns erst zu einem gewissen Berufe vorbereiten, so werden die Jahre unserer Vorbereitung unbenützt vorbeygehen, und wir werden nach denselben unwissend dastehen, und was wir jetzt thun sollten, mit Ehre und Vortheil für uns und das gemeine Beste zu thun nicht im Stande seyn. Die Erfahrung aller Zeiten hat es gelehret, und die tägliche Erfahrung lehret es noch, daß jene Menschen am ersten ihre Berufspflichten vernachlässigen, welche die Zerstreuungen außer dem Hause zu sehr lieben, und die ge-

Bayerische Staatsbibliothek München

sellschaftlichen Vergnügungen den stillen häuslichen vorziehen.

Also nur bey der Eingezogenheit werden und können wir am besten unserm Berufe abwarten. Nur da, wo Aeltern und Kinder, Herrschaften und Dienstbothen, Verwandte und Hausgenossen gern und in der Stille beysammen leben, nur da wird jedes das ihm obliegende Geschäft mit dem gehörigen Fleiße verrichten. Und diese Tugend, die Eingezogenheit sollten wir nicht lieben? Oder wir sollten, wenn unsere Geschäfte von der Art sind, daß wir außer dem Hause und von den Unsrigen entfernt seyn müssen, nicht gern in unser Haus zurück kehren, nicht jeden Tag, jede Stunde, die wir erübrigen können, dazu benutzen, mit unsern Kindern und Hausgenossen zu leben? Die Eingezogenheit sollte in unsern Augen keine schätzbare Tugend seyn?

Aber noch nicht genug. Die Eingezogenheit gewährt uns auch die unschuldigsten und reinsten Freuden.

III.

Viele Menschen stellen sich ein stilles, eingezogenes Leben, als ein freudenleeres und sehr trauriges Leben vor, und meinen unser Trieb nach Vergnügen finde nur außer dem Hause, in Gesellschaften, bey Tanz und Spiel Nahrung und Befriedigung. Allein diese Menschen irren sich. Die Eingezogenheit gewähret uns viele und mancherley Freuden.

Freylich ist ein eingezogenes Leben ein trauriges Leben für jene, welche die Arbeit scheuen, welche Geistesarm, arm an Gedanken und Vorstellungen sind, welche die Liebe zu den Ihrigen, zu Weib,

Freunden und Kindern verloren haben, welche keinen Sinn haben für eine religiöse Unterhaltung, und besonders für jene, welche den Blick in ihr Herz verabscheuen müssen. Für diese ist ein eingezogenes Leben eine unerträgliche Last, diese tödtet die lange Weile, diese müssen hinaus in das Getöse und den Lärm der Welt. Aber für jene Menschen, welche nicht, wie diese, an Kopf und Herz krank sind, ist die Eingezogenheit keine Last.

Der Eingezogene findet in der Treue, mit welcher er seinem Berufe abwartet, in der Sorgfalt, mit welcher er seine Kinder erziehet, in dem friedlichen Umgange mit seinem Weibe uud seinen übrigen Hausgenossen, in dem stillen Gebethe, das er zu Gott abschicket, in dem ernsten Nachdenken über Gott, Unsterblichkeit und Ewigkeit, in dem Lesen eines geistreichen Buches Freuden, die alle Zerstreuungen außer dem Hause nicht gewähren können, die gegen diese Freuden nur ein Rausch, ein Traum und Schatten sind. Oder ist es etwa nicht so? Muß es den Menschen, der sich bey einem eingezogenen Leben seinem Berufe weihet, nicht freuen, wenn er am Abende die Reihe der nützlichen Handlungen übersiehet, die er den Tag hindurch verrichtet hat? Kann der, welcher den Tag unter Zerstreuungen außer dem Hause verlebt, auch diese Freude haben? Klagt ihn nicht sein Gewissen an, daß er wieder einen Theil seiner Lebenszeit unbenützt für die Ewigkeit habe verstreichen lassen? Muß es die Aeltern nicht freuen, wenn sie sehen, daß ihre Kinder unter ihrer Aufsicht und Leitung in der Unschuld und in der Liebe zu allem Guten heranwachsen? Werden Aeltern, welche ihre Unterhaltung außer dem Hause suchen, und ihre Kin-

der sich selbst und dem Schicksale überlassen, auch diese Freude erleben? Muß es den Jüngling, muß es die Jungfrau nicht freuen, wenn sie sich am Ende des Tages sagen können: Du hast heute nichts geredet, nichts gethan, das deine Tugend beflecket? Werden jene, die überall, bald da, bald dort herumschwärmen, sich dieses auch sagen können? Muß es dem Menschen nicht freuen, der beym Schlafengehen es sich bewußt ist, und es sich sagen darf: Du hast heute durch Lesen, durch Lernen und Nachdenken an Einsicht und Herzensgüte gewonnen? Wird sich dieses der Zerstreuungslustige auch sagen dürfen?

Gewiß ist es also, daß uns die Eingezogenheit viele und reine Freuden gewähre, Freuden, deren man sich nie zu schämen brauchet, Freuden, an die wir uns auch jenseits des Grabes mit Vergnügen erinnern werden. Und die Eingezogenheit sollte uns nicht lieb und schätzbar seyn?

Schluß. So wollen wir uns also der Eingezogenheit befleißen, m. L.! weil sie es ist, bey der wir der Gefahr zu vielen Sünden entgehen, weil sie es ist, bey der wir am besten unserm Berufe abwarten können, und weil sie es ist, die uns reine und unschuldige Freuden gewähret! Nie wollen wir es als Aeltern zugeben, daß unsere Kinder überall, besonders zur Nachtszeit außer dem Hause herumlaufen! Nie wollen wir uns als Jünglinge und Jungfrauen zu jenen gesellen, die in allen Häusern, auf allen Tanzböden, so gar in fremden Dörfern und Schlupfwinkeln herumziehen! Nie wollen wir als Hausväter und Vorsteher lieber im Wirthshause, beym Weinglase und Spiele, als im Kreise der Unsrigen zu Hause seyn! Erhohlen wollen wir

uns bisweilen bey guten Freunden, vergessen die Sorgen des Lebens bey unschuldigen und mäßigen Ergetzungen; aber nie uns ersäufen in dem Meere der Zerstreuungen!

Und nun schauet noch ein Mahl mit mir hin auf Maria, meine Lieben! Sehet, wie die Unschuld, wie die Keuschheit in ihrem Bilde hervorstrahlet! So keusch und unschuldig blieb sie, weil sie die Tugend der Eingezogenheit liebte. Sehet, wie der Engel zu ihr hintritt, und sie des Wohlgefallens Gottes versichert! So viel galt sie bey Gott, weil sie nirgends lieber, als im älterlichen Hause und bey ihrer Arbeit war. Wir wollen uns also auch an häusliche Arbeit, an häusliche Andacht und Stille, an häusliche Freuden und Vergnügungen, an Eingezogenheit gewöhnen. Amen.

Am Ostermontage.

Ueber die sittliche Auferstehung.

Text.

Gleichwie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Todten ist auferwecket worden, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln, Röm. 6, 4.

Das heutige Evangelium bestätiget die Auferstehung unsers Heilandes von den Todten. Es erzählet uns nähmlich, daß Jesus jetzt auch noch zweyen seiner Jünger, die von Jerusalem nach Emmaus reiseten, erschienen sey, daß er sich mit ihnen in einem Gespräche unterhalten, mit ihnen gegessen habe, und daß sie ihn endlich an der Weise, das Brot zu brechen, erkannt hätten. Jesus ist also wirklich von den Todten zum neuen Leben auferstanden.

Und sehet, meine Lieben! so wie Jesus unser Heiland von dem Tode zum neuen Leben aufstand; so sollen wir von einem unsittlichen Leben zu einem neuen geistigen oder sittlichen Leben auferstehen. Ich will damit so viel sagen, wir sollen, wenn wir bis-

her in Sünden und Lastern gelebt haben, von dem lasterhaften Leben zu einem tugendhaften Leben übergehen. Dazu fordert uns die Auferstehung Jesu Christi, welche wir diese Tage hindurch feyern, nachdrücklich auf. Aber nicht nur die Auferstehung Jesu Christi, auch die Kirche durch ihr Beichtgeboth, auch die jetzt im Frühlinge wieder neu auflebende Natur fordert uns dazu auf. Daß dem in der That so sey, das will ich euch jetzt zeigen.

Ich will also

Ueber die sittliche Auferstehung mit euch reden, und darthun:

1) Daß das Andenken der Auferstehung Jesu Christi,
2) Die Kirche durch ihr Beichtgeboth, und
3) Die neu auflebende Natur uns dazu, zur sittlichen Auferstehung, auffordern.

Seyd aufmerksam.

I.

Der Mensch lebt ein doppeltes Leben, ein thierisches und ein geistiges Leben: wenigstens hat er die Anlage zu diesem, und es ist seine Schuld, wenn es in ihm im Schlummer liegt. Seinem thierischen Leben nach gehört er der Erde an, und ist sterblich. Seinem geistigen Leben nach gehört er dem Himmel an, und ist unsterblich. Auf dieses höhere, geistige oder sittliche Leben thun aber viele Menschen gleichsam Verzicht. Sie schränken ihr ganzes Denken, Wollen und Thun nur darauf ein,

sich den größtmöglichen Sinnengenuß zu verschaffen. Um Sittlichkeit, um Rechtschaffenheit und Tugend bekümmern sie sich nicht, und wenn sie auch mehrere, dem Buchstaben, dem Scheine nach, tugendhafte Handlungen verrichten, so verrichten sie diese nur in so fern, in wie fern sie ihnen Mittel, ihr sinnliches Wohlseyn zu befördern, zu seyn scheinen. Der Eigennutz ist die Triebfeder ihrer Thätigkeit. Das Leben aus Gott, das heißt, jenes geistige oder sittliche Leben, vermög dessen man den Sinnengenuß nicht verschmähet, ihn aber doch nicht zum höchsten Ziele seines Strebens macht, sondern über seine eigennützigen Triebe herrschet, und nur das will, liebt und thut, was uns eine Stimme in unserm Innern, die Stimme unsers Gewissens, für recht und gut erkläret: dieses Leben aus Gott ist ihnen fremd. Der Heiland sagt einmahl, bey Joh, 8, 47.: daß der, welcher aus Gott sey, Gottes Wort höre. Er sagt ein anders Mahl, bey Joh. 5, 25.: daß die Stunde komme, ja, daß sie schon da sey, wo die Todten die Stimme des Sohnes Gottes hören würden. Sie hören das Wort Gottes nicht, weil sie nicht aus Gott sind, sie vernehmen und verstehen die Stimme des Sohnes Gottes nicht, weil sie noch wirklich unter die sittlich Todten gehören.

Gehören wir nicht auch unter die sittlich Todten, meine Lieben? Beweisen nicht die vielen Sünden, welche wir begehen, daß wir noch nicht im sittlichen Leben wandeln, daß wir das Leben der Kinder Gottes noch nicht errungen haben? Würden wir uns durch den Sinnengenuß, welchen uns die Sünde verspricht, verführen lassen, wenn uns

die Tugend, ein Leben nach Recht und Pflicht, mehr gelte, als er; wenn wir das Irdische nicht mehr liebten, als das Ewige? O, wenn wir etwa bisher der Sünde ergeben, und also sittlich todt waren, so lasset uns, ja, ich bitte, so lasset uns vom Tode der Sünde zum sittlichen Leben auferstehen! Dazu fordert uns erstlich die Auferstehung Jesu Christi auf.

Die Aposteln stellen uns die Auferstehung Jesu Christi als ein Sinnbild unserer sittlichen Auferstehung vor, und ermahnen uns, daß wir, wie Jesus vom Tode des Leibes zum neuen Leben auferstanden sey, zum sittlichen Leben auferstehen sollen. Gleichwie Christus, schreibt Paulus, durch die Herrlichkeit des Vaters von den Todten ist auferweckt worden, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln, Röm. 6, 4. Ferner: Brüder! schaffet den alten Sauerteig fort, damit ihr, wie es sich geziemt, ein neuer ungesäuerter Teig werdet: denn Christus ist unser Osterlamm, und ist bereits für uns geschlachtet worden. Laßt uns also unser Osterfest nicht bey dem alten Sauerteige feyern, nicht bey dem Sauerteige der Boßheit und des Lasters, sondern bey dem Süßteige lauterer und ungefälschter Rechtschaffenheit, 1. Kor. 5, 7. 8. Und: Seyd ihr nun mit Christo — durch die Taufe — auferstanden, so suchet, was droben ist, wo Christus zu der Rechten Gottes sitzet. Strebet nach dem Himmlischen, nicht nach dem Irdischen, Kol. 3, 1. 2.

Wie die Apostel, so reden auch mehrere Väter der Kirche. „Was je geschehen ist in der Kreuzigung Christi, in seiner Begräbniß, in seiner Auferstehung, sagt der heil. Augustin, das ist dahin geschehen, daß wir daraus ersehen sollen, wie wir ein recht christliches Leben auf Erden führen sollen. Denn wegen der Auferstehung Christi z. B. schreibt der Apostel: Gleichwie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Todten ist auferwecket worden, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“ Und der h. Ambrosius sagt: „Ich ermahne euch, daß ihr das Osterfest recht feyern sollet, das ist — was das Wort andeutet — einen Uebergang machet. Wenn die Gottlosen diese Feyertage recht begehen wollen, so gehen sie von ihren Lastern zu den Tugenden über.“

Nach der Lehre und den Ermahnungen der Apostel und h. Väter der Kirche sollen wir also, wie Jesus vom leiblichen Tode durch seine Auferstehung zu einem unvergänglichen Leben überging, von dem sündigen, unsittlichen Leben zum geistigen, sittlichen Leben übergehen. Der Ungerechte soll von seinem ungerechten Leben zum gerechten Leben übergehen. Der Unkeusche soll von seinem unkeuschen Wandel ablassen, und zur schönen Tugend der Keuschheit übergehen. Der Unmäßige, der Geitzige, der Neidige, der Hochmüthige, alle, alle Sünder sollen von ihren Sünden abstehen, und zu einem tugendhaften Leben übergehen. Nicht mehr der Sünde, der Tugend sollen sie jetzt leben.

Zu dieser sittlichen Auferstehung, zu diesem Uebergange von der Sünde zur Tugend fordert uns auch die Kirche durch ihr Beichtgeboth auf.

II.

Die Kirche befiehlt den Gläubigen, wenigstens des Jahres ein Mahl ihre Sünden zu bekennen. „Du sollst, wenigstens ein Mahl im Jahre, deinem verordneten Priester, oder mit dessen Erlaubniß, einem andern deine Sünden beichten:" so lautet das Beichtgeboth der Kirche. An die Erfüllung dieses Gebothes erinnert uns auch jährlich unser Bischof in dem Hirtenbriefe, welchen er jedes Mahl, bey Annäherung der Fastenzeit an seine ihm untergeordnete Geistlichkeit mit dem Befehle absendet, ihn öffentlich abzulesen, und die Christen zur Abtödtung und Buße zu ermahnen. In diesem Beichtgebothe ist zwar die Beichtzeit nicht ausdrücklich bestimmt; aber der von dem Kirchenrathe zu Trient gutgeheissene Gebrauch, und die zu Ostern befohlene Communion sprechen für die österliche Zeit. Zur Osterzeit sollen wir also beichten. Was will denn nun aber die Kirche mit diesem ihrem Beichtgebothe erzielen? Warum gab sie dieses Geboth?

Viele Christen überreden sich, daß sie diesem Gebothe mit einem bloßen Sündenbekenntnisse genug thäten. Sie gehen deßwegen in die Kirche, lesen einige Blätter in ihrem Gebethbuche herab, werfen einige flüchtige Blicke auf die Oberfläche ihres Gewissens, sagen eine Formel der Reue und des Vorsatzes her, erzählen dann dem Beichtvater ihre Sünden, und nachdem sie noch einige Bußgebethe verrichtet haben, kehren sie wieder, mit dem nähmlichen Herzen, mit welchem sie in die Kirche kamen, in ihr Haus zu ihren Alltagsgeschäften zurück. Und wenn sie bey diesen Geschäften auch einigen Fleiß anwenden, so schränken sie ihn doch größ-

ten Theils nur auf eine ängstliche Untersuchung, und auf eine genaue Herxerzählung ihrer Sünden, und der Zahl und Umstände derselben ein. Sie sind besorgt, daß sie nichts in der Beicht vergessen, über dieser Sorge vergessen sie aber doch die Hauptsache — die wahre Buße, die Sinnes- und Lebensänderung.

Glaubet ihr, m. L.! daß damit dem Gebothe der Kirche genug geschähe? Nein. Die h. Schrift sagt einmahl: daß der Geist es sey, der lebendig mache, und daß der Buchstabe tödte. Und was da die Schrift in einer andern Beziehung sagt, das gilt auch hier. Auf den Geist des Kirchengeboths müssen wir sehen, und nicht beym Buchstaben desselben stehen bleiben. Was nützt ein bloßes Sündenbekenntniß ohne Besserung? Wird ein Kind schon dadurch besser, daß es seinen Fehler bekennt? Erkennt und bekennt nicht auch der Leichtsinnige seine Fehler, die er immer wieder begeht? Die Väter der ersten Kirche bezeugen insgesammt, daß alle Bußanstalten auf wahre Sinnesänderung abzwecken müssen. „Gott erbarmt sich nur derjenigen, sagt Origenes, welche ihre Sünden von ganzem Herzen verabscheuen, und eine wahre Veränderung ihrer Sitten vornehmen.“ Und Chrysostomus sagt: „Die Buße ist nicht diejenige, welche bloß mit Worten vorgegeben wird: die Werke müssen sie beweisen.“

Die Kirche will durch das Beichtgeboth, durch die ganze Beichtanstalt unsere Besserung, unsere sittliche Auferstehung erzielen. Sie will, daß wir in uns selbst einkehren, über unsern hohen Beruf zur Tugend nachdenken, ernstlich untersuchen, ob wir bisher diesem unserem Berufe getreu waren oder

nicht, und daß wir, wenn wir ihm nicht getreu waren, mit Scham und Reue auf unsere verkehrte Denk- und Handlungsweise zurück sehen, uns vor Gott und unserm Beichtvater darüber anklagen, aufrichtige Entschließungen, forthin besser zu leben, fassen, und alle Mühe und Mittel zur wirklichen Lebensbesserung anwenden sollen. Mit einem Worte, sie will, daß wir vom Sündenschlafe aufwachen, und zum sittlichen Leben, zu einem Leben, daß der Tugend und Gott geweiht wird, auferstehen sollen. Daß wir von nun an, wie Paulus schreibt, Röm. 13, 13. ehrbar wandeln, wie am hellen Tage; nicht in Prasserey und Trunkenheit, nicht in Unzucht und Geilheit, fern von Zank und Neid — fern von allen Werken der Finsterniß: das will die Kirche, dazu fordert sie uns auf durch ihr Beichtgeboth.

Und dazu, zu dieser Sinnes- und Lebensänderung, zu dieser sittlichen Auferstehung fordert uns endlich auch die jetzt wieder neu auflebende Natur auf.

III.

Wir haben nun den Winter zurück gelegt, und den holden Frühling angefangen. Aber wie war es uns bisher? Schien es uns nicht, als wenn die ganze Natur im tiefen Schlafe läge? War es uns nicht, als wenn sich der Tod des Lebens aller ihrer Werke bemächtiget hätte? War nicht alles erkaltet, und durch die Macht der Kälte erstarret? Die Erde war mit einer harten Rinde überzogen, und nicht ein einziger Grashalm drang durch dieselbe hervor. Die Bäume standen entblättert da,

kein Saft war in ihnen in Bewegung. Die Bäche und Flüsse waren in ihrem Laufe gehemmt, die Vögel verstummten, außer dem Sausen des kalten Nordwindes war alles öde und stille um uns her, und in unsern Adern selbst floß das Blut langsamer, als jetzt. Wie hat sich nun auf ein Mahl alles geändert?

Nun ist alles wieder anders. Alles ist vom traurigen Winterschlafe erwachet, alles wieder in Bewegung, im Wachsthume, in Thätigkeit. Sehet, wie tausend und tausend Halme, und Gräser und Blumen aus der Erde hervordringen! Sehet, wie sich der Saft der Bäume beweget, in ihren feinen Röhren empordringet, und bis zu den äußersten Enden der Zweige verbreitet! Sehet, wie sie da stehen, Blätter treiben und blühen! Sehet, wie sich die Lerche von der Erde empor hebet, und ihrem Schöpfer in der Luft einen Lobgesang anstimmet! Höret, wie lieblich, wie angenehm die Vögel auf den Bäumen und im Walde singen! Sehet, wie alle Quellen sprudeln! Höret wie sanft die Bäche vor euern Ohren vorbey rauschen! Ist nicht alles erwacht und munter? Lebt und bewegt sich nicht alles? Ja, wo wir hinsehen, überall kommt uns neues Leben, neue Kraft entgegen!

Und wie, m. L.! wir sollten nicht auch vom Sündenschlafe erwachen? Wir sollten nicht zum neuen sittlichen Leben auferstehen? Wir sollten bey diesem neuen Leben der Natur nicht an den Ausspruch des Apostels denken: *Erneuert euch im Geiste euers Gemüthes, und ziehet einen neuen Menschen an, welcher durch Gerechtigkeitsliebe und Fröm-*

migkeit vor Gott gleichsam neu geschaffen ist, Eph. 4, 23. 24. Ist nicht die Sünde der Tod der Seele? Und wir sollten uns nicht ermannen, jetzt, da alles erwachet und auflebet, uns ihrem Tode zu entwinden? O, der Mensch muß sehr im Bösen erhärtet, er muß verstockt seyn, welcher im Frühlinge in der Natur umherwandelt, und nicht bisweilen denket: „Sieh! alles wachet wieder auf, alles fängt wieder ein neues Leben an. Solltest du nicht auch ein neues Leben anfangen? Solltest du von nun an nicht dein Leben Gott weihen, und nur der Tugend leben? Diese Jahreszeit ist die Jahreszeit des Lebens, der allgemeinen Auferweckung der Natur: Sollte sie nicht auch die Zeit deiner sittlichen Auferstehung seyn? —

Schluß. Alles also, m. L.! alles fordert uns um diese Zeit zur sittlichen Auferstehung auf, alles erinnert uns an den Uebergang von der Sünde zur Tugend. Alles rufet uns ganz vernehmlich zu: Steh' auf von den Todten, verlasse die Fesseln der Sünde, und schwinge dich aufwärts, in das höhere geistige Leben, in das Gebieth der Tugend. So rufet uns die Feyer der Auferstehung Jesu Christi zu, so die Kirche durch ihr Beichtgeboth, und so rufet uns auch die neu auflebende Natur zu. Und ist dieser Zuruf nicht der Zuruf unsers eigenen Gewissens? Ist er nicht auch der Zuruf Gottes? Und sollten wir unsere Ohren dagegen verstopfen, unsere Herzen dagegen verhärten? Sagt die Schrift nicht: Heute, wenn ihr die Stimme euers Gottes höret, so verhärtet eure Herzen nicht? 94. Ps. 7. 8. — O, nein! wir wollen unsere Ohren nicht dagegen

verstopfen, unsere Herzen nicht dagegen verhärten! Wir wollen in uns einkehren, wollen jede Falte unsers Herzens durchsuchen, und sehen, welchen Sünden wir ergeben sind, welche böse Neigung uns beherrschet, in welchen sträflichen Gewohnheiten wir leben! Wir wollen, wenn wir finden, daß die Sünde in uns wohne, ihre Abscheulichkeit betrachten, betrachten, wie sie uns erniedrige und schände, wie sie uns das Wohlgefallen des heiligen Gottes, unsers himmlischen Vaters raube, wie sie uns um die Ruhe und den Frieden der Seele bringe! Wir wollen dann im Gefühle der Reue mit aller Aufrichtigkeit des Herzens den Vorsatz machen: Der Sünde abzusterben, und zum geistigen, zum sittlichen Leben aufzustehen! —

Gott, ewiges Wesen! Nichts ist deinem Blicke verborge, dein Auge, das heller ist, als das Licht der Sonne, dringt auch in den verborgensten Winkel, in den tiefsten Abgrund unsers Herzens. Du weißt es, daß jetzt nicht Häucheley und Verstellung aus uns spricht. Du kennst die Aufrichtigkeit unsers Vorsatzes. Du hörst die Worte, welche wir jetzt sprechen, und dir ist es bewußt, daß wir sie mit Ernst und Ueberzeugung sprechen, die Worte: „Jetzt wollen wir vom Sündenschlafe aufstehen, und zum sittlichen Leben übergehen, ja! jetzt nehmen wir uns fest und ernstlich vor, unser Leben zu bessern, und nimmermehr zu sündigen.“ Amen.

Am ersten Sonntage nach Ostern.

Wie wir zum Frieden der Seele gelangen.

Text.

Der Friede sey mit euch, Joh. 20, 19.

Wie es doch der Heiland mit seinen Jüngern meinte! Er wünschte ihnen, zwey Mahl nach einander wünschte er ihnen den Frieden. Der Friede sey mit euch, sprach er. Gibt es etwas Besseres als den Frieden, als die Ruhe der Seele? Was nützen uns alle Güter der Erde, was helfen uns Ehre, Ansehen und Reichthum, wenn es da in unserm Innern stürmet, wenn keine Ruhe, kein Friede in unserm Gemüthe ist?

Der Heiland wünschte aber nicht bloß seinen Jüngern den Frieden, er gab sich auch Mühe, ihnen denselben zu verschaffen. Alle seine Lehren zielten dahin ab, ihnen den Frieden zu geben, den er ihnen wünschte. Er lehrte sie — und in der Annahme und Befolgung seiner Lehren sollten sie den Frieden der Seele finden.

In der Annahme und Befolgung der Lehren des Heilandes fanden auch seine Jünger den Frieden.

Sehet wie sie mit der Armuth und Noth kämpfen! wie sie von einer Stadt in die andere verjagt werden! wie man sie für Thoren hält, verlacht und verspottet! wie man sie geißelt, kreuziget und tödtet! Sehet aber auch zugleich, wie wenig das ihre Ruhe störet! wie sie dabey voll Hoffnung und Freudigkeit sind! wie sie fröhlich von dem Angesichte des hohen Rathes, der ihnen drohete und derbe Verweise gab, hinweg gingen! An mehreren Orten erzählet Paulus, wie viel er leide, wie er aber doch dabey heitern Geistes und frohes Muthes sey.

Wir haben die Lehren des Heilandes noch, und wie die Jüngern in ihrer Annahme und Befolgung den Frieden der Seele fanden, so können auch wir in ihnen Frieden der Seele finden, wenn wir sie annehmen und befolgen. Aber welches sind diese Lehren, welches diese köstlichen Wahrheiten, die uns zum Frieden führen? die uns die Ruhe der Seele verschaffen?

Diese Lehren sind im Kurzen die: Sey tugendhaft, traue auf Gott, und hoffe ein ewiges Leben.

Nehmet auf euch mein Joch, sagte einmahl der Heiland, bey Matth. 11, 29. und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Wenn wir dieses sein Joch, seine Lehre nicht auf uns nehmen, wenn wir nicht tugendhaft sind, nicht auf Gott vertrauen, und ein ewiges Leben hoffen, welches die Summe seiner vorgetragenen Lehre ausmachet, so wird nie Ruhe in unsere Seele einkehren, sie wird uns fliehen, wie die Finsterniß das Licht fliehet.

Wollen wir nicht zum Frieden der Seele gelangen, meine Lieben? — Nun wenn wir dazu gelangen wollen, so müssen wir also:

1) **Tugendhaft leben,**
2) **Auf Gott vertrauen, und**
3) **Ein ewiges Leben hoffen.**

Und über diese drey Stücke will ich denn jetzt etwas mehr sagen. Seyd aufmerksam.

I.

Wenige Menschen finden den Frieden der Seele, und die Ursache davon ist keine andere, als diese, weil sie ihn nicht darin suchen, worin er allein zu finden ist. Ich, denkt mancher, ich wäre glückselig und zufrieden, wenn ich recht reich wäre, und was ich wollte, mir kaufen und anschaffen könnte. Ich, denkt ein anderer, ich wollte ein zufriedenes Leben führen, wenn ich in Ehre und Ansehen leben könnte. Ich, denkt noch ein anderer, ich wäre zum Beneiden glücklich, wenn ich in Ruhe und Gemächlichkeit leben könnte, und nicht so viel zu arbeiten brauchte. Und weil sie denn in Reichthümern, in Ehre und Ansehen, und in einem arbeitslosen und gemächlichen Leben die Ruhe der Seele, Zufriedenheit und Glückseligkeit zu finden glauben, so bemühen sie sich rastlos um diese Dinge, so geht ihr ganzes Dichten und Trachten auf die Güter dieser Welt. Sehet ihr nicht, wie sie nach immer größeren und größeren Reichthümern streben! Bemerket ihr nicht, wie ängstlich sie sich um ein Amt, um Ehre und Ansehen bewerben! Höret ihr nicht, wie sie jene so selig preisen, die

nicht wie sie zu arbeiten brauchen! O die blinden Menschen! Können denn diese Dinge den Menschen glücklich machen? Schlaget die Schrift auf, und fraget den Salomon, ob man im Besitze dieser Güter Sättigung, Ruhe und Trost der Seele finde.

Salomon war König und der Liebling des Glücks. Und weil er denn in solchen Umständen war, in denen er sich alle Güter und Vergnügungen der Erde verschaffen konnte, so wollte er auch den Versuch machen, ob darin wahres und dauerhaftes Glück zu finden sey. Wir wollen ihn selbst hören. Ich*) nahm mir vor, sagt er, Wein zu trinken: ich unternahm große Werke, baute Palläste; und pflanzte Weinberge; ich legte mir Gärten und Baumfelder an, und besetzte sie mit fruchtbaren Bäumen aller Art: ich ließ Seen graben, um Wasser in die neu angelegten Lustwäldchen zu leiten: ich kaufte mir Sclaven und Sclavinnen, und hatte noch über dieß angeborne Knechte: ich besaß größere Schaf- und Viehherden, als alle, welche je zu Jerusalem saßen: ich häufte Gold und Silber, die Schätze der Könige und Provinzen auf: stellte mir Sänger und Sängerinnen an, und hatte, was Menschen er-

*) Ob Salomon der Verfasser des Predigers sey, oder nicht, darum bekümmre ich mich hier als Prediger nicht, sondern überlasse diese Sache der Kritik des Exegeten.

getzt, im größten Ueberflusse. Ich that es allen meinen Vorfahren zu Jerusalem zuvor, und versagte meinen Augen nichts, wornach sie lüstern waren: verweigerte meinem Herzen keine Freude, die es an meinen Werken haben mochte, Pred. 2, 3 — 11.

Dieses that Salomon. Und fand er denn in diesen Dingen, fand er im Sinnengenusse die wahre Glückseligkeit, den Frieden der Seele? Er fand sie darin nicht. Ich übersah, sagte er, meiner Hände Werke, dachte an die Mühe, derer ich mich ihretwegen unterzogen hatte: sieh! alles war unnütz, alles nur für den Wind gearbeitet, Pred. 2, 11. Eitelkeit über Eitelkeit! das war sein Ausspruch über jedes sinnliche Vergnügen.

Fraget die Reichen und Angesehenen unserer Zeit, fraget sie, ob Erdengüter ihre Seele sättigen? Fraget euch selbst, fraget euch ob das eintraf, was ihr schon so oft geglaubt habt. „Wenn ich das vollends hätte,“ habt ihr schon oft gedacht, dann wollte ich zufrieden seyn. Das Glück erfüllte euern Wunsch, ihr bekamt das, was ihr so heißhungrig verlangt habt. Waret ihr denn jetzt zufrieden? Sind denn aus euern erfüllten Wünschen nicht wieder neue erwachsen? Nein, Erdengüter können uns den Frieden nicht geben, und die Schrift hat recht, wenn sie sagt: Das Auge sieht sich nicht satt, und das Ohr hört nicht zu Genüge, Pred. 1, 8. Ein Wunsch erzeugt den andern, eine Begierde die andere; und je mehr wir unsere sinnlichen Begierden befriedigen, desto ungestümer und brennender werden ihre Forderungen. Wir finden

den Frieden der Seele, die wahre Ruhe des Gemüthes nur in der Tugend.

Selig, sagt Jesus, selig sind die hungert und durstet nach der Gerechtigkeit. Selig die Sanftmüthigen, selig die Friedfertigen, selig, die eines reines Herzens sind. Jesus preiset also nur den Tugendhaften selig. Und worauf zielet der größte Theil seiner Lehre ab? Darauf, uns zur Tugend zu führen. Unermüdet arbeitete er dem Wahne entgegen, als wenn die Quelle unsers Glückes in Dingen außer uns läge, in uns selbst führte er und zurück, und zeigte uns, daß der Friede der Seele, himmlische Gemüthsruhe, wahre Glückseligkeit nur aus unserer guten Gesinnung und unserm rechtschaffenen Verhalten hervorgehe. Das Reich Gottes ist in euch, sagte er.

Und so ist es auch. Nur der, welcher seine sinnlichen Triebe beherrschet, und ihnen keine Befriedigung gestattet, welche die Vernunft verdammt; nur der, welcher im Verkehre mit Menschen, im Handel und Wandel gerecht ist, und sich auch nicht den mindesten Betrug erlaubt; nur der, welcher gegen alle Menschen ein Herz voll Liebe hat, und nichts von jener Härte weiß, mit welcher viele ihre Brüder behandeln und kränken; nur der, welcher treu und unverdrossen ist in seinem Berufe, u. s. w., mit einem Worte, nur der Tugendhafte genießt den Frieden der Seele. Dieser weiß nichts von jenem Ueberdrusse der Reichen, nichts von jener Unruhe der Ehrgeitzigen, nichts von jenem Ekel und jener langen Weile der Faulen und Trägen, nichts von jenen schrecklichen Vorwürfen, mit welchen das Gewissen die Ungerechten, die Lieblosen, die Un=

keuschen und andere Lasterhafte quälet, nichts von jener Scham, Reue und Furcht, welche das Herz des Sünders bald pressen und drücken, bald zerreissen und fressen. Welche himmlische Heiterkeit würde sich über unser Angesicht verbreiten, welche nahmenlose Seligkeit unsere ganze Seele erfüllen, wenn wir gewisse Vergehungen aus der Reihe unserer Handlungen ausstreichen, wenn wir vor Gott hinstehen, und sagen könnten: Ich bin mir nichts Böses bewußt, ich habe stets meine Pflicht gethan? Ein sonnenklarer Beweis, daß nur die Tugend, ein Leben nach Recht und Pflicht unserm Herzen Trost, unserm Gemüthe Ruhe, unserer Seele Friede geben könne.

Willst du zum Frieden der Seele gelangen, o Mensch! so richte also dein Leben nach Vernunft und Gewissen ein, thue nie etwas, vor dem dich eine innere Stimme warnet, und dir sagt: es ist nicht recht, auch nicht einen einzigen Fehltritt erlaube dir; sey tugendhaft.

Nebst dem, daß du tugendhaft bist, vertraue auch auf Gott.

II.

Wenn wir tugendhaft sind, so können wir sagen: Ich habe nichts Böses verdienet. Das ist viel werth. Aber können wir auch sagen: Ich weiß, daß nichts Böses, daß keine Leiden über mich kommen werden? Die Natur ist blind, und nimmt auf unser Verhalten keine Rücksicht. Oft verschont sie den Bösewicht, und überschüttet den Tugendfreund mit unabsehbarem Elende. Mag unsere Tugend auch noch so groß und lauter seyn, dafür bürgt sie uns

nicht, daß unser Loos in der Zukunft nicht traurig seyn werde, weil sie unmächtig ist, und den Lauf der natürlichen Dinge nicht hemmen, und nach Gefallen lenken kann. Und wird der Friede unserer Seele vollkommen seyn, wenn wir wegen unserm zukünftigen Geschicke in Besorgniß und in Ungewißheit leben müssen.

Der Friede unserer Seele wird nur dann vollkommen seyn, wenn wir auch von dieser Besorgniß und Ungewißheit befreyet werden: und sehet davon befreyet uns ein zuversichtliches Vertrauen auf Gott.

Der Glaube an Gott, und das Vertrauen auf seine Vaterliebe, daß er mit allmächtiger Hand dem Laufe der Dinge eine solche Richtung gebe, daß für den Tugendhaften daraus nichts als Gutes hervorgehe, dieser Glaube an ein allmächtiges, heiliges und gütiges Wesen, dieses kindliche Vertrauen zu ihm beruhiget unsere Seele wegen der Dinge, die da über uns kommen werden, macht uns sicher und unbesorgt wegen dem Gange, den die Weltbegebenheiten nehmen. Ohne diesen Glauben, und ohne dieses Vertrauen wird es kaum ein menschliches Herz geben, das nicht bisweilen zagt und zittert. Hüllt es sich auch noch so tief in seine Tugend ein, die Furcht wird bey dem Gefühle seiner Ohnmacht doch bis zu ihm durchdringen.

Um zum Frieden der Seele zu gelangen, müssen wir also auch auf Gott vertrauen. Und liegen denn die Gründe, welche unser Vertrauen auf Gott beleben können, etwa so fern? Sagte nicht Jesus zu seinen Jüngern: Sorget nicht, es ist einer, der für euch sorget? Sagt nicht einer seiner Apostel von diesem Vertrauen belebt: Werfet alle eure Sorge auf den Herrn; er

wird es wohl machen? Finden wir keine Beweise der göttlichen Vorsehung in der Geschichte unsers Lebens? In der Geschichte der Völker? Verkündet uns nicht der gestirnte Himmel einen allmächtigen Gott? Und sagt nicht der Prophet im Nahmen dieses Gottes: Wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergessen sollte, so will ich deiner doch nicht vergessen?

So vertraue also, o Mensch! vertraue auf Gott! Laß keine kleinliche Furcht sich deines Herzens bemeistern, sieh' unerschüttert, und sey überzeugt, daß eine Allmacht, Weisheit und Güte, über dir walte! Zwar sind des Herrn Wege wunderbar — sind oft für uns ein Räthsel — aber traue es ihm nur zu, daß er am Ende alles herrlich ausführe!

Hoffe aber auch ein ewiges Leben.

III.

Unsere Wünsche schränken sich nicht auf die Spanne dieses unseres kurzen Erdenlebens ein, sie gehen ins Unendliche, und nie würde Friede in unsere Seele kommen, wenn wir wüßten, daß der Tod unsers Leibes das Ende unsers Lebens wäre. Ist nicht diese Welt ein Ort, wo der Tod allenthalben seinen Thron aufgeschlagen hat? Und sind wir einen Augenblick vor seinen giftigen Pfeilen sicher? Reisset er nicht den Säugling von der Mutterbrust? Wird nicht auch oft die blühende Jugend seine Beute? Nimmt er nicht alles, was lebt, ohne Unterschied mit sich fort? Wäre es möglich, bey dem Anblicke dieser seiner Verheerungen, bey den tausend rings um uns herum offen stehenden Gräbern einen Augenblick, ohne weitere Hoffnung, zufrieden

leben zu können? Auch könnten wir in der That kein Zutrauen zu Gott haben, wenn sich unsere Dauer nicht über das Grab erstreckte. Hier sehen wir das Räthsel nicht gelöset: Warum oft bis an das Ende der Tugendfreund im Elende, und der Lasterhafte im Triumphe lebt. Hier hat offenbar keine vollkommene Vergeltung Statt.

Die Hoffnung eines ewigen Lebens benimmt dem Tode seine Schrecknisse, und beruhigt uns in Betreff der oft unerforschlichen Regierung Gottes. Nur dem, welcher die Unsterblichkeit mit seinem Glauben umfasset, hellet sich die räthselhafte Gegenwart, und die Dunkelheit der Zukunft in das schönste Licht auf. Dem ist der Tod nur Uebergang in ein besseres Leben, dem sind die Leiden des Gerechten nur Mittel zu seinem höhern Glücke, dem störet also kein Wirrwarr dieser Welt den Frieden der Seele. –

Sehet zum Frieden der Seele ist uns also auch die lebendige Hoffnung der Unsterblichkeit unumgänglich nothwendig. Sehet aber auch zugleich, auf welchen Felsengrund diese unsere Hoffnung gebauet ist. Diese unsere Hoffnung ruhet auf unserer Verpflichtung zu einer immer größeren und reineren Tugend empor zu steigen. So gewiß es ist, daß uns unser Gewissen auffordert, immer mehr und mehr im Guten zu wachsen, und so gewiß es ist, daß wir die Fähigkeit dazu besitzen, so gewiß ist auch unsere ewige Fortdauer. Und sagt Jesus nicht, d a ß m a n z w a r d e n L e i b, a b e r n i c h t d i e S e e l e d e s M e n s c h e n t ö d t e n k ö n n e? Sagt er nicht, d a ß d i e G e r e c h t e n g e h e n w e r d e n i n d a s e w i g e L e b e n? War es nicht dieser Glaube, den

die Apostel predigten? Nicht diese Hoffnung, mit welcher sie den Tod verachteten?

So hoffe also auch, o Mensch, o Christ! hoffe mit Zuversicht ein ewiges Leben! Sey überzeugt, daß nur dein Leib, nicht aber dein denkender und freyer Geist in dir der Erde angehöre! Nähre diese Hoffnung, und belebe sie mit jedem Tage!

Schluß. Wir wissen also jetzt, m. L.! wie wir zum Frieden der Seele gelangen. Wir gelangen dazu, wenn wir tugendhaft sind, wenn wir auf Gott vertrauen, und ein ewiges Leben hoffen. Das sey also unser Bestreben, gewissenhaft zu leben, das unser Bemühen, unser Vertrauen auf Gott täglich mehr zu befestigen, das unsere Sorge, die Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit mit jedem Tage zu beleben! — Wie oft bemühen wir uns um eitle Dinge, die unsere Seele nicht sättigen können? Wie oft jagen wir nach einen leeren Schatten? Um das lasset uns bemühet seyn, was unsern Geist erheitert, unser Herz beruhiget, unsere Wünsche stillet, um den Frieden der Seele! Amen.

An einem Tage in der Bittwoche.

Woran uns unsere Wallfahrten vorzüglich erinnern sollen.

Text.

Ich bin ein Pilgrimm hier, ein Fremdling, wie alle meine Väter, 39. Ps. 13.

Wir haben heute unsere Kirche, in welcher wir das Jahr hindurch zum Gottesdienste zusammen kommen, verlassen, wir sind aus unserm Wohnorte herausgegangen, und über unsere Fluren hierher gewallfahrtet.

Die Wallgänge sind ein alter christlicher Gebrauch. Die Christen in den Zeiten der Verfolgungen wallfahrteten zu den Gräbern der Märterer, ihrer Glaubenshelden, um sich da zu gleichem Kampfe gegen die Versuchungen vom Abfalle vom christlichen Glauben durch ihr Andenken zu stärken. Chrysostomus soll zu Arius Zeiten die ersten öffentlichen Processionen angeordnet haben, und Mamertus, ein Bischof zu Wien in Frankreich, führte zuerst die Wallgänge in der Bittwoche ein.

Wozu sollen denn nun aber die Wallgänge dienen? Nicht bloß um bey denselben zu bethen und zu singen; denn dieses könnten wir ja zu Hause in unserer Kirche auch thun. Nein, sie sollen uns gewisse Wahrheiten recht versinnlichen und anschaulich machen, sie sollen uns recht lebhaft an gewisse erbauliche Wahrheiten erinnern.

Ich will euch heute einmahl zeigen:

Woran uns unsere Wallgänge vorzüglich erinnern sollen.

Unsere Wallgänge sollen uns daran erinnern:

1) Daß wir Wallfahrter oder Pilgrimme auf Erden seyn,
2) Daß das Gedeihen unserer Feldfrüchte von Gott abhange,
3) Daß man überall zu Gott bethen könne, und
4) Daß die Menschen hier und allenthalben unsere Brüder seyn.

Seyd recht aufmerksam, damit ihr aus meiner Predigt Nutzen schöpfet.

I.

Wir sind hierher gewallfahrtet, Schritt um Schritt sind wir dem hiesigen Orte, der hiesigen Kirche näher gekommen, einige gingen voran, wir andern folgten ihnen nach. So, m. L.! wallen wir auch auf die Ewigkeit zu, mit jedem Schritte rücken wir ihr näher, und über kurz oder lang langen wir dort an ihren Pforten an. Viele sind uns durch

den Tod schon voraus gegangen, wir alle folgen ihnen nach: und ehe 80 oder hundert Jahre vergehen, werden wir alle, alle ohne Ausnahme, dort versammelt seyn: denn wir sind nur Waller, nur Pilgrimme hier auf Erden.

Wir sind nur Pilgrimme hier auf Erden, diese Wahrheit lehret uns die heil. Schrift mit ausdrücklichen Worten, und an vielen Orten. Ich bin ein Pilgrimm hier bey dir, ein Fremdling, wie alle meine Väter, sagt David im 39. Psalme. Wir sind Fremdlinge vor dir, und Miethbewohner, wie alle unsere Väter; dem Schatten gleichet unsere Lebenszeit auf Erden, und nichts ist da zu hoffen, heißt es im 1. Buche der Chron. 29, 15. Und Paulus schreibt im Briefe an die Hebräer: Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern wir suchen die zukünftige, 11, 13.

Und daß wir hienieden nur Pilgrimme seyn, das lehret uns ja auch die tägliche Erfahrung. Wir sehen es ja mit eigenen Augen, wie bald ein Freund vom Freunde, ein Vater von seinem Sohne, eine Mutter von ihrer Tochter, ein Kind von seinen Aeltern, eine Braut von ihrem Bräutigame Abschied nimmt, und in die Ewigkeit hinüber ziehet.

An diese Wahrheit nun, daß wir nur Pilgrimme auf Erden seyn, und hier keine bleibende Statt haben, daran sollen unsere Wallgänge uns erinnern. Wo du immer bist, so denke: Ich bin ein Pilgrimm auf Erden, sagte einst ein frommer Mann, und diese Wahrheit sollen unsere Wallgänge uns recht deutlich in die Seele ru-

fen. „Wie wir hier auf diese Kirche zu wallen, eben so wallen wir auch auf die Ewigkeit zu, und wie wir mit jedem Tritte der Kirche näher kommen; so kommen wir mit jedem Schritte auch der Ewigkeit näher. Es ist kein Unterschied zwischen eben unserer Wallfahrt in diese Kirche, und unserer Wallfahrt in die Ewigkeit als dieser, daß bey diesem Wallgange die Jugend vorangeht, bey der Reise in die Ewigkeit, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, aber die Betagten und Greise vorangehen. Doch ist auch hier die Ordnung oft umgekehrt, und der starke blühende Jüngling ziehet oft vor dem Alter von diesem Schauplatze ab:" so sollen wir bey unsern Wallgängen denken.

Die erste, ja die ganze Tugend des Menschen, sagt Chrysostomus, bestehet darin: Sich wie ein Gast und Fremdling auf Erden zu verhalten, und nichts mit dieser Welt gemein zu haben. Und gewiß, wenn wir bey unsern Wallgängen diese Wahrheit: „Du bist nur ein Pilgrimm auf Erden" recht zu Herzen nehmen, so werden wir auch recht gute Vorsätze und Entschließungen fassen. Wir werden denken: Ich will mich nicht mit ungerechten Gute bereichern, ich muß ja aus der Welt, und kann nichts davon mitnehmen. Wir werden denken: Ich will durch keine schnöde Lust mich zum Bösen verleiten lassen, die Lust der Welt vergehet; nur wer den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit: jede sinnliche Lust würde mir den Eingang in die Ewigkeit nur fürchterlich machen.

Unsere Wallgänge sollen uns auch daran erinnern, daß das Gedeihen unserer Feldfrüchte von Gott abhange.

II.

Wir sind auf unserm Wallgange hierher durch unsere Fluren gegangen, wir hatten dabey unsere Aecker mit Getreide, unsere Bäume mit Blüthen, unsere Wiesen mit Blumen gezieret vor Augen; wir sahen, wie die Natur ihren mütterlichen Schooß wieder öffnet, und uns Früchte jeder Art zeiget, die wir zu unserer Nothdurft, und zu unserm Vergnügen brauchen. Aber was die Natur uns jetzt zeiget, ist noch nicht reif. Das wenige Gras, welches wir für unser Vieh brauchen, ausgenommen, sahen wir die Früchte nur noch im Keime, im Heranwachsen. Wie sie jetzt sind, können wir sie noch nicht brauchen. Von wem hängt es denn nun ab, daß sie fortkommen, gedeihen und reifen.

Das Gedeihen unserer Feldfrüchte hängt ganz und gar von Gott ab. Das lehret uns auch wieder Schrift und Erfahrung. Ich gebe Frühregen und Spatregen, sagt Gott in der h. Schrift. Jede gute und jede vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater der Lichter, sagt der Apostel Jakobus, 1, 17. Und daß dieses so sey, daß wissen wir ja alle aus eigener Erfahrung. Was hilft all' unser Bemühen ohne den Segen Gottes? Wir können unsere Felder ackern; können sie mit Dünger überführen, können den Samen darauf werfen: aber mehr können wir nicht. Thau und Regen, Wind und Sonnenschein müssen von Gott kommen: schickt er sie nicht zur rechten Zeit, und im rechten Maße, so ist all' unser Bemühen eitel und fruchtlos. Wir bethen deßwegen auch zu Gott: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Wir bethen: „Daß du uns die Früch-

te

te der Erde geben und erhalten wollest." Wir bethen: „Deinen Segen uns mittheile."

Daran nun, daß das Gedeihen unserer Feldfrüchte von Gott abhange, daran sollen uns unsere Wallgänge durch unsere Fluren auch erinnern. Wir befinden uns zwar oft auf freyem Felde, wir gehen zwar zu andern Zeiten vielmahl durch unsere Fluren: aber wir befinden uns darauf, und gehen durch dieselben meisten nur Geschäfte halber, wir denken dabey nur an unsere Arbeit. Bey unsern Wallgängen sind und gehen wir nicht auf unsern Fluren herum der Geschäfte und Arbeit wegen, sondern in der frommen Absicht, in unsern Früchten Gott den Urheber derselben zu erkennen, ihn für den Geber und Erhalter derselben anzusehen, zu ihm als dem Geber alles Guten zu bethen, ihn als den Herrn der ganzen Natur anzuerkennen und zu verehren. „Was du da vor dir siehest, der Baum in seiner Pracht, die Blume, welche schöner gekleidet ist als Salomon in seiner königlichen Pracht, die grüne Saat, welche dem Auge so wohl thut, der saftige Weinstock dort an den Hügeln, der sanft vorüberrauschende Bach dort in der Wiese: das, das alles ist ein Werk deines Gottes. Ohne die Allmacht und Güte deines Gottes würde kein Baum, keine Blume dastehen, keine Saat grünen, kein Weinstock Reben treiben, kein Bach in der Wiese fließen:" daran sollen unsere Wallgänge durch unsere Flure uns erinnern, diese Wahrheit sollen sie uns, wo wir die Werke Gottes vor uns haben, in die Seele rufen.

Und wenn wir denn nun die Werke Gottes in ihrer Pracht da vor uns sehen, wenn wir Gott als den Urheber und Segner alles dessen, was die Na-

tur uns vorweiset, ansehen, da sollen wir denn nun auch Zutrauen zu ihm, zu unserm Vater im Himmel fassen. Wir sind oft sogar besorgt um unsre Nahrung, wir denken immerhin, es möchte uns noch fehlen, aus Furcht, daß es uns noch fehlen möchte, sind wir oft geitzig und ungerecht, wir vergessen darüber in uns einzukehren, und an unsre Veredlung und höhere Bestimmung zu denken: diese bange Furcht, dieß ängstliche Wesen sollen wir ablegen, und denken: „Sieh! wozu all' deine Furcht, wozu dein banges Harren und Warten, wozu dein ängstliches Bemühen, auf dich kommt es ja doch nicht an, daß die Früchte wachsen, daß sie reifen und gedeihen: trau' auf Gott! er, der die Lilien so prächtig kleidet, er, der den Vögeln ihre Speise gibt, er, der noch alle Jahre seine mildreiche Hand aufthat, wird dich und die Deinigen gewiß auch dieß Jahr nicht verhungern lassen: Trau auf Gott!"

Unsere Wallgänge sollen uns auch daran erinnern, daß wir überall zu Gott bethen können.

III.

Wir haben bey unserm Wallgange hierher gebethet: nicht bloß in unserer Kirche, aus der wir herausgingen, betheten wir, wir betheten auch auf dem Wege hierher, und wir bethen jetzt auch wieder in der hiesigen Kirche da. Was heißt bethen? Nicht wahr, es heisset sein Gemüth zu Gott erheben, und sich mit seinem himmlischen Vater so recht kindlich und vertrauensvoll unterhalten? Wir würden nicht gebethet haben, wenn wir nicht geglaubt hätten, daß Gott bey uns sey, daß er unser Gebeth höre, daß

man überall zu ihm rufen könne. Wir dachten also: Auch hier ist Gott!

Und wirklich ist Gott überall, überall kann man zu ihm bethen: auch dieß ist wieder eine durch Schrift und Vernunft bewährte Wahrheit. Gott, der die Welt und alles, was darin ist, erschaffen hat, dieser Herr Himmels und der Erde, wohnet nicht in Tempeln, die von Menschen Händen erbauet worden sind, heißt es in der Apostelgeschichte, 17, 24. Wir mögen uns hinwenden, wohin wir wollen, so ist uns Gott in der Nähe, wir sehen ihn in seinen Werken. Sehen wir gegen Himmel, so erblicken wir die Größe seiner Allmacht, kehren wir zur Erde zurück, so kommt uns auch hier seine Güte entgegen. Gehen wir an das Ufer des Meeres, so finden wir ihn auch dort in den Wellen des tobenden Wassers. Steigen wir in die Abgründe der Erde, so lehren uns die Metalle, Gold, Silber, Bley und Eisen seine Gegenwart.

Daß die ganze Welt Gotteshaus, daß Gott überall gegenwärtig sey, daß man mithin auch überall zu ihm rufen, zu ihm bethen könne, diese Wahrheit sollen uns unsere Wallgänge auch versinnlichen und ins Gedächtniß rufen. „Mensch schaue aufwärts, sehe dort in der Sonne die Allmacht deines Gottes! Höre dort die singenden Vögel, und stimme auch du deinem Schöpfer ein Loblied an! Betrachte die Blume, sie rufet dir zu: auch mich hat Gott gemacht!" solche Gedanken sollen unsere Wallgänge in uns wecken.

Und wenn diese Wahrheit: „Auch hier ist Gott, auch hier kannst du zu ihm bethen," unserer Seele recht gegenwärtig ist, dann werden wir zugleich auch

denken müssen: „Ich darf also auch hier, darf überall nichts Böses thun. Darf auf dem Felde nicht meinem Nächsten schaden dadurch, daß ich entweder von seinem Acker zu viel hinwegackere, oder ihm sein Gras abgrase, oder aus schändlichem, unverzeihlichem Muthwillen seine Bäume verderbe. Ich darf also auch hier, darf überall meine Gedanken nicht auf Dinge hinrichten, und nicht bey Dingen verweilen, die meine Seele beflecken, und Gottes Beyfall mir rauben könnten.

Unsere Wallgänge sollen uns endlich daran erinnern, daß die Menschen hier und allenthalben unsere Brüder seyn.

IV.

Wir sind in Gesellschaft unserer Mitnachbarn, unserer Freunde, Kinder und Anverwandten hierher gewallfahrtet. Hier treffen wir Menschen an, die nicht mit uns in einem Dorfe wohnen, die wir zum Theile noch nicht einmahl recht kennen. Aber jetzt sind wir unter einander wie Kinder in einem Hause, jetzt bethen wir alle zu einem Gott: „Vater Unser,“ bethen wir alle; jetzt bringen wir alle Gott ein und das nähmliche Opfer dar, das Opfer des Gehorsams und der Liebe; jetzt schließen wir alle, einer wie der andere, unsere Gebethe mit den Worten: „Durch Jesum Christum unsern Herrn,“ und legen also das Bekenntniß ab, daß wir alle Kinder eines Gottes, und Bekenner der Religion eines Heilandes, Jesu Christi seyn. Wir sind alle verbrüdert, alle verschwistert. Das Band unserer ge-

meinschaftlichen Natur ziehet unsere Religion noch fester.

Würden wir, m. L.! hierher gewallfahrtet seyn, wenn die Menschen hier nicht einen Gott mit uns anbethen, wenn sie nicht einen Heiland mit uns bekennen würden? „Du triffst, wo du hin wallest, Menschen an, die eine und die nähmliche Natur mit dir haben, die Kinder ein und des nähmlichen Gottes sind; die den nähmlichen Heiland haben, den du hast," diese Wahrheit müssen uns also auch unsere Wallgänge unserer Seele nahe bringen.

Und wenn wir denn diese Wahrheit versinnlicht vor uns sehen, müssen wir da nicht auch denken: „Du mußt in diesen Menschen auch deine Brüder ehren und lieben?" Wie oft, meine Lieben! hat schon einer den andern unter uns gekränkt? Doch, was sage ich? wie oft hat schon eine Gemeinde unter uns die andere geschimpft, gelästert und verflucht? Lebt nicht eine mit der andern in einer beynahe ununterbrochene Feindschaft? Kann denn, wenn die eine ein Recht auf etwas zu haben glaubt, welches die andere im Besitze hat, oder wenn die andere sich im Rechtsbesitze gekränkt glaubt: kann denn nicht das, was eine mit der andern auszumachen hat, im Frieden ausgemacht werden? O, lasset uns aufhören, und nicht mit einander zu einem Gott bethen, lasset uns fortgehen, und nicht mit einander an einem Opfer Theil nehmen, wenn wir nicht einander als Brüder ansehen und lieben wollen! Was nützt es, — hier in der Kirche mit einander bethen, und außer der Kirche auf einander schimpfen und lästern? Was hilft es, hier mit einander ein Opfer darbringen, außer der Kirche aber die Menschenliebe hintansetzen,

welche Gott das angenehmste Opfer ist? Was hilft es, hier beysammen stehen, wenn unsere Herzen nicht auch beysammen, sondern durch Abneigung von einander getrennt sind? —

So vergesset denn nicht, m. L.! woran uns unsere Wallgänge vorzüglich erinnern sollen! Wir sind alle Pilgrimme hienieden, und wandern gemeinschaftlich mit einander dem himmlischen Vaterlande zu; wir müssen Gott als dem Geber alles Guten ansehen; wir können überall zu Gott bethen; und alle Menschen sind unsere Brüder: daran sollen uns die Wallgänge erinnern! Wohl uns, wenn durch sie uns diese Wahrheiten so recht in die Seele eingedrückt werden! Wohl uns, wenn diese Wahrheiten ihren Einfluß auf unser Herz beweisen! Geschieht das nicht, so lasset uns lieber zu Hause bleiben; denn es ist ohne dieß jeder Tritt, den wir thun, und jedes Wort, das wir bethen, fruchtlos und vergebens! Amen.

Am Frohnleichnamsfeste.

Was der Christ unter der heil. Messe, vorzüglich bey der Aufopferung, Wandlung und Communion thun soll.

Text.

Dieses thut zu meiner Gedächtniß, Luk. 22, 19.

Das heutige Fest heißt das Frohnleichnamsfest, und ist eigentlich das Fest der Einsetzung des heil. Abendmahles.

Das heil. Abendmahl setzte Jesus am Vorabende seines Leidens ein. Er nahm nähmlich Brot in seine Hände, und nach verrichtetem Dankgebethe reichte er es seinen Jüngern mit diesen Worten dar: Esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Dieses thut zu meiner Gedächtniß. Eben so nahm er auch nach dem Abendmahle den Kelch, und sprach: Dieses ist der Kelch des neuen Bundes in meinem Blute, welches für euch vergossen wird, Luk. 22, 19 und 20.

Die Absicht, welche Jesus bey der Einsetzung des heil. Abendmahls gehabt hat, hat er

uns mit den Worten zu erkennen gegeben: Dieses thut zu meiner Gedächtniß. So oft wir also das heil. Abendmahl feyern, so oft sollen wir also vorzüglich an Jesum denken. Wir sollen denken, welche schöne Tugendlehren er uns geprediget, welches herrliche Beyspiel der Tugend er uns gegeben, und wie er sich aus Liebe für uns, zum Besten der Menschen, am Kreuze aufgeopfert habe, und sollen dadurch zugleich in uns Gedanken, Vorsätze und Entschließungen fassen, die der Lehre, dem Beyspiele und der Aufopferung Jesu am Kreuze ins besondere gemäß sind.

Wir katholische Christen feyern das heil. Abendmahl vorzüglich bey der heil. Messe; denn diesen Nahmen bekam das heil. Abendmahl wahrscheinlich im 4ten Jahrhunderte; vermuthlich weil die, welche erst im Christenthume unterrichtet wurden, und noch nicht getauft waren, wie auch die wegen gewissen Sünden Büßenden davon hinweggeschickt wurden. Bey der heil. Messe müssen wir also an Jesum denken.

Da wir die Aufopferung, die Wandlung und Communion als die wesentlichen Theile der heil. Messe ansehen, so will ich euch heute einmahl lehren:

Was der Christ unter der heil. Messe, vorzüglich bey der Aufopferung, Wandlung und Communion thun soll.

1) Erstlich zeige ich, was der Christ bey der Aufopferung,
2) Zweytens, was er bey der Wandlung,

3) Drittens, was er bey der Communion vorzüglich thun soll.

Seyd aufmerksam.

I.

Was soll der Christ bey der Aufopferung thun? Oder, was das nähmliche ist: Welche gute Gedanken, Gesinnungen und Entschließungen soll er bey diesem ersten Hauptthiele der heil. Messe in sich erwecken?

Bey der Aufopferung kann der Christ nichts Besseres thun, als Gott sein eigenes Herz aufopfern. Die Aufopferung unsers Herzens ist Gott das liebste und wohlgefälligste Opfer. Unter dem Herzen verstehe ich aber hier nicht jenes Herz des Menschen, welches aus Fleisch und Blut bestehet, sondern jenes Herz, welches wir uns als den Wohnsitz der Neigungen und Begierden des Menschen denken. Dieses Herz mit seinen Neigungen und Begierden opfern wir Gott auf, wenn wir den festen und unerschütterlichen Vorsatz fassen, nie nach dem blinden Antriebe unsers Herzens und seiner Neigungen und Begierden, sondern immer nach dem Gesetze des Gewissens, nach dem Willen Gottes zu handeln. Wenn nns auf der einen Seite unser Herz mit seinen Neigungen und Begierden zum Bösen reitzet, auf der andern Seite uns Gott durch die Stimme unsers Gewissens zum Guten auffordert; so sollen wir nicht den Reitzungen unsers Herzens, und seiner Neigungen und Begierden, sondern der Aufforderung Gottes und unsers Gewissens Gehör geben und Folge leisten. Nicht was unserm Her-

zen schmeichelt, sondern was das Gesetz gebeut, nicht was unsere Neigungen und Begierden befriediget, sondern was unserm Gewissen, unsrer Pflicht gemäß ist, nicht was sinnlich, angenehm und dem Fleische gefällig, sondern was sittlich gut und Gott gefällig ist, sollen wir vor allem lieben, vor allem suchen, und vor allem thun. Suchet, spricht Jesus, vorerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, befleißet euch vorzüglich einer Gott gefälligen Tugend und Rechtschaffenheit. Wenn uns unser Auge ärgert, so sollen wir es ausreissen, und wenn uns unsere Hand oder Fuß ärgert, so sollen wir ihn abhauen, wie Jesus sagt. Wir sollen nähmlich unsere liebste Neigung unterdrücken, wenn sie uns zum Bösen anlocket; unsere süßeste Begierde sollen wir unbefriediget lassen, wenn ihre Befriedigung nicht mit dem Willen Gottes bestehen kann. So soll ein jeder Christ Gott sein Herz mit seinen Neigungen und Begierden aufopfern; deßwegen nennt auch der Apostel Petrus alle Christen Priester.

Die Neigungen und Begierden des Menschen aber sind verschieden. Ein Mensch ist geneigt zum Hochmuthe, ein anderer ist zum Geitze, ein anderer zur sinnlichen Wollust, ein anderer zur Unmäßigkeit in Speise und Trank, ein anderer zum Zorne, zum Fluchen und Schelten, ein anderer zum Lügen oder einem andern Laster geneigt. Da soll nun ein jeder sich selbst prüfen, sein Inneres durchforschen und untersuchen, welche Neigung bey ihm die Oberhand habe, welche böse Begierde ihn bisher am meisten zur Sünde verleitet habe, und ob sie ihn nicht etwa auch heute bey dieser oder jener Gelegenheit wieder dazu verleiten werde? Wenn er nun seine bösen Neigungen und Begierden kennet, so soll er es Gott

heilig versprechen, sie nicht auf eine unerlaubte Art zu befriedigen, sondern sie aus Liebe zu Gott zu unterdrücken, und auf diese Weise sein Herz Gott aufopfern.

Damit er aber dieses Opfer um so eher und lieber Gott darbringe, so soll er bey der Wandlung das große Opfer betrachten, welches Jesus Christus seinem himmlischen Vater dargebracht hat.

II.

Bey der Wandlung soll der Christ die Größe des Opfers bedenken.

Groß war das Opfer, welches Jesus seinem himmlischen Vater darbrachte. Jesus hätte alle Annehmlichkeiten dieser Welt besitzen können. Mehr als ein Mahl wollten ihn ja die Juden zum Könige machen. Ja nicht nur ein Königreich, sondern alle Reiche dieser Welt wurden Christo angetragen, wenn er eine Sünde hätte thun wollen. Aber ohne sich nur einen Augenblick zn besinnen, schlug er alle diese Annehmlichkeiten aus, weil sie dem Willen Gottes nicht gemäß waren.

Er schlug diese Annehmlichkeit nicht nur aus, sondern unterzog sich noch freywillig allen Unannehmlichkeiten dieses Lebens. Der Vater hatte ihm nähmlich ein schweres Werk aufgetragen; er sollte das in Unwissenheit und Sünde versunkene Menschengeschlecht erlösen; sollte es vom Bösen zum Guten, von der Sünde zur Tugend führen, und ihm durch Leben und Beyspiel den Weg zum wahren Leben, zur Tugend und Glückseligkeit zeigen. Das war ein Werk, welches nicht ohne Mühe und

Kampf, nicht ohne Verfolgung und Leiden konnte ausgeführt werden; denn es standen ihm die größten Hindernisse im Wege. Aber trotz aller Hindernisse, aller Widersprüche und Verfolgungen arbeitete Jesus rastlos an der Ausführung dieses Werkes. Das ist meine erquickende Speise, sprach er, den Willen meines himmlischen Vaters zu thun, und das Werk auszuführen, daß er mir aufgetragen hat. Dieses Werk forderte seinen Tod, und auch diesen übernahm er. Damit es die Welt sehe, daß ich den Vater lieb habe, und so thue, wie mir der Vater befohlen hat, so stehet auf, und lasset uns gehen, sagte er nach seiner Abschiedsrede zu seinen Jüngern, und ging dann mit seinen Jüngern an den Oehlberg, seiner Gefangennehmung, seinem Leiden und Tode entgegen. Er war nicht gefühllos, und doch ging er seinen Feinden entgegen, und ließ sich von ihnen gefangen nehmen, geißeln, mit Dörnern krönen, ließ sich beschimpfen, verspeyen, verspotten und an das Kreuz schlagen. Seinen letzten Blutstropfen ließ er fließen. So war er Gott gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. So opferte er also seinem himmlischen Vater alles auf, alle Annehmlichkeiten des Lebens, selbst das Liebste, was ein Mensch haben kann, sein Leben. Welch ein Opfer!

Und die Größe dieses Opfers sollen wir bey der Wandlung betrachten. Wenn die heil. Hostie in die Höhe gehoben wird, so sollen wir uns vorstellen, als wären wir auf der Schädelstätte, und sähen den Leib Christi von der Erde erhoben an das Kreuz genagelt. Und wenn der Kelch aufgehoben wird, so sollen wir uns vorstellen, als sähen wir die Wunden Christi sich öffnen, und sein

heil. Blut herausfließen. Dieses sollen wir uns vorstellen, und mit Rührung das große Opfer des Gehorsams Jesu betrachten, und zugleich den Entschluß fassen, wie er, in allen Stücken dem Willen seines himmlischen Vaters gehorsam zu seyn bis zum Tode; nur Gott und der Tugend zu leben; unser Fleisch sammt seinen Begierlichkeiten zu kreuzigen, auch alles Angenehme lieber zu entbehren, alles Unangenehme, den Tod selbst, lieber zu erdulden, als freywillig nur ein Mahl von dem heil. Gesetze Gottes, von der Bahn der Tugend abzuweichen. Alles entbehrte Jesus, so bald es der Wille seines himmlischen Vaters so forderte: und wir sollten, als seine Bekenner, nicht auch entbehren wollen, was mit der Tugend nicht bestehen kann? Alles ließ sich Jesus gefallen, so bald es der Wille seines himmlischen Vaters so verlangte, und wir sollten, als Christen, der Tugend zu Liebe nicht auch Kampf und Mühe, und Beherrschung unserer unordentlichen Neigungen uns gefallen lassen? Ein so großes Opfer brachte Jesus seinem himmlischen Vater: und wir sollten als Christen keine Lust entbehren, keine Neigung beherrschen wollen, die sündlich ist? Wenn wir die Größe des Opfers Jesu bey der Wandlung betrachtet haben, und wenn die Betrachtung dieses Opfers es bewirkte, daß auch wir bereit sind, alles Gott und der Tugend zu Liebe aufzuopfern, zu thun: dann sind wir schon vorbereitet zur heil. Communion.

III.

Bey der Communion nehmen die Gläubigen Antheil am heil. Abendmahle; wenn wir dieses auch nicht alle Mahl thun, so sollen wir doch,

wie man sagt, geistlicher Weise communiciren, das ist, wir sollen Christum dem Geiste nach empfangen. Was will dieses sagen?

Christum dem Geiste nach empfangen, heißt herzlich wünschen und ernstlich verlangen, daß der Geist und die Gesinnungen Christi immer mehr und mehr in uns übergehen möchten; daß auch wir gegen Gott und die Menschen gesinnet seyn möchten, wie Christus gegen Gott und die Menschen gesinnt war; daß auch wir den Willen Gottes, ausgedrückt durch das Sittengesetz, zur ersten und einzigen Richtschnur unsers Lebens machen möchten, wie er den Willen seines himmlischen Vaters zur einzigen Richtschnur seines Verhaltens machte, und zu vollziehen beschäftiget war; daß auch wir, mit liebevollen Herzen, allen Menschen, Freunden und Feinden, wo und wie wir können, Gutes erweisen möchten, wie er als Menschenfrund umherzog, und allen wohlthat; daß auch wir im Leiden so geduldig, gegen Feinde so versöhnlich, gegen Gott so ergeben, auf Gott so vertrauensvoll, und so gehorsam gegen ihn seyn möchten, wie es Jesus Christus gewesen ist; mit einem Worte, daß auch wir in allem eben so denken, eben so sprechen und handeln möchten, wie er gedacht, gesprochen und gehandelt hat.

So sollen wir der heil. Messe beywohnen! Dieses sollen wir bey der Aufopferung, Wandlung und Communion thun! Was nützet unsere Gegenwart bey der heil. Messe, wenn unser Geist nicht durch die Betrachtung des Opfers Jesu mit der hohen Gesinnung erfüllet wird, nur, wie Jesus, Gott und der Tugend zu leben? Nun so lasset uns so der heil. Messe beywohnen, damit

wir alle Mahl aus ihr mit dem Eifer zu allem Guten nach Hause und in das tägliche Leben zurückkehren. In der heil. Messe sollen wir die Gesinnung Jesu in uns aufnehmen, die sich dann durch Tugendwerke in unserm Berufe bewähren soll. Amen.

Am dritten Sonntage nach Pfingsten.

Wir sollen, wie Jesus, sanft und liebreich mit den Menschen umgehen.

Text.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten murreten, und sagten: Dieser nimmt die Sünder auf, nnd ißt mit ihnen, Luk. 15, 2.

Wie doch Jesus so ganz anders gesinnet war, als die Pharisäer und Schriftgelehrten der Juden! Sie, die Pharisäer und Schriftgelehrten mochten von den Zöllnern, diesen verrufenen Sündern, nichts hören. Aus der Glanzwolke ihrer Scheinheiligkeit schauten sie mit Abscheu und Verachtung auf sie

herab, meinten der Umgang mit ihnen verunreinige, und nahmen es dem Heilande übel, daß er sie zu sich ließ, mit ihnen umging, und mit ihnen aß. Sie murreten darüber, und sagten: Dieser nimmt die Sünder auf, und ißt mit ihnen.

So dachte und so macht es Jesus nicht. Er verachtete und verabscheuete keinen Menschen, also auch die Zolleinnehmer und Sünder nicht. Liebreich ließ er sich zu ihnen herab, aß und trank mit ihnen, und suchte durch Güte und Sanftmuth ihr Herz zu gewinnen. Jene, welche sich darüber aufhielten, wieß er mit den Worten zurecht: Sucht doch ein Hirt sein verlornes Schaf, sucht doch eine Frau ihren verlornen Groschen, warum sollte ich die Menschen, die sich von der Tugendbahn verirrt haben, nicht auffsuchen, warum sollte ich mir die Bekehrung der Sünder nicht angelegen seyn lassen? Ist denn ein Mensch nicht mehr als ein Schaf? nicht mehr werth, als ein Groschen? — Er war ganz Liebe, ganz Güte, ganz Freundlichkeit. Gefällt uns dieses Betragen Jesu nicht? Ist es nicht schön, daß er väterlich, freundschaftlich, brüderlich gegen alle Menschen gesinnet war? daß er nichts von dem Stolze, nichts von dem rauhen Wesen wußte, welches alle Seelen von den Pharisäern und jüdische Schriftgelehrten zurückschreckte? — Wir sind Christen, sind Anhänger, sind Schüler Jesu, so sanft und liebreich wie Jesus, so sanft und liebreich sollen wir also auch mit den Menschen umgehen. Und sehet! das ist es, worüber ich heute mehr reden will.

1) Erstlich will ich zeigen, wie liebreich Jesus alle Menschen behandelt habe,
2) Zweytens will ich zeigen, daß wir auch so liebreich die Menschen behandeln sollen.

Seyd recht aufmerksam.

I.

Schon die alten Propheten schilderten den kommenden Heiland als einen Fürsten des Friedens, als einen König der Liebe. Schonung, Sanftmuth, Güte sollten nach ihnen die Hauptzüge seines Charakters seyn. Sieh, spricht der Prophet Isaias, sieh! mein Knecht, den ich erwählet habe, mein geliebter Sohn, an welchem meine Seele einen Wohlgefallen hat — er wird nicht zanken und schreyen, niemand wird seine Stimme auf der Gasse hören; ein zerstoßenes Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen, Jes. 42. und Matth. 12. Und der Prophet Zacharias sagt: Saget der Tochter Sion, den Einwohnern der Stadt Jerusalem, sieh! dein König, dein Retter kommt sanftmüthig und demüthig zu dir, und sitzet auf einer Eselinn, und auf den Füllen einer lastbaren Eselinn, Zach. 9, 9.

Was die alten Propheten von dem kommenden Heilande aussagten, das fand sich in Jesu: er war ganz Liebe, ganz Güte. Seine Lehre war der Ausdruck seines Herzens, und was predigte er zuerst?

Selig, sprach er, die sanftmüthig, die friedfertig, die duldend, demüthig und barmherzig sind. Niemand, sprach er ferner, richte den andern, niemand sehe den Splitter in des andern Auge, sondern sorge nur, daß er den Balken aus seinem eigenen Auge herausziehe. Ueberwinde, so fuhr er fort, das Böse mit Gutem, und habe auch wohlthätige Liebe gegen Feinde und Verfolger. Was er predigte, das übte er auch, er war liebreich gegen alle, a) gegen seine Jünger, b) gegen die Kinder, c) gegen die Zöllner und Samaritanen, d) gegen seine Feinde.

a) Wie mit Freunden ging er mit seinen Jüngern um, ohne Stolz, ohne Anmaßung, ohne eine gezwungene und erhäuchelte Frömmigkeit. Mit Geduld ertrug er ihre Fehler, mit Langmuth beantwortete er ihre oft kindischen Fragen, gelinde bestrafte er ihren Stolz, sanft verwies er ihnen ihre thörichten Erwartungen. Selbst gegen Judas, gegen seinen Verräther betrug er sich schonend. Einer aus euch wird mich verrathen; sprach er, und mit dieser gelassenen Erinnerung wollte er ihn von seinem schändlichen Vorhaben abhalten. Mit einem Kusse verräthst du den Menschensohn! so sanft redete er ihn an, als er ihn wirklich der gegenwärtigen Rotte verrieth. Ein alter Schriftsteller bemerkte es als einen Charakterzug Jesu, daß er seinen Freunden eine unzerstörbare Liebe eingeflößt habe; ferner, daß die, welche ihn einmahl geliebt hatten, nicht nachgelassen hätten, ihn zu lieben, auch nachdem er gekreu-

ziget war.*) Das konnte aber auch nicht anders seyn: durch Liebe mußte er die Gegenliebe seiner Jünger gewinnen. Aus seiner Fülle schöpften wir alle Huld nach Huld, Gnade nach Gnade, schreibt einer seiner Jünger, der Evangelist Johannes 1. Kap. 16.

b) Die Kinder liebte er zärtlich. Seine Jünger wollten es nicht leiden, daß die Leute ungestüm zu ihm hindrängten, ihre Kinder ihm vorführten, damit er sie segnen möchte. Währet dieses den Leuten nicht, sagte er, und setzte hinzu: Lasset die Kleinen zu mir kommen, diese kleinen noch unverdorbenen Seelen sind es ja eben, die einmahl für mein Reich tüchtige Glieder abgeben werden, Mark. 10, 14.

c) Daß er die den Juden verhaßten Zöllner nicht von seinem Umgange ausgeschlossen habe, haben wir schon gehört, er kehrte bey dem Zachäus ein, er aß und trank mit andern Publikanen. Die größten Sünder verdammte er nicht. Er lehrte zwar, daß schon der lüsterne Herzensgedanke Sünde sey; aber doch mit der größten Schonung behandelte er die ihm vorgeführte Ehebrecherinn. Hat dich niemand verdammt? fragte er sie, und als sie zur Antwort gab: Nein, niemand: so sagte er ihr: Auch ich verdamme dich nicht; aber sündige hinfort nicht mehr, Joh. 8. 11. Mit der Samariterinn am Jakobsbrunnen ließ

*) Diese Worte werden dem Jüdischen Geschichtschreiber Josephus in den Mund gelegt. Man sehe Herder über das Evangelium Matthäus.

er sich in ein trauliches Gespräch ein, verlangte von ihr zu trinken, und durch eine einzige Unterredung gewann er ihr Herz. Sie lief in die Stadt, und rief den Einwohnern zu: Kommet und sehet, ob das nicht der große Prophet sey, der da kommen soll! Joh. 4, 29.

d) Selbst gegen seine geschwornen Feinde war er voll Liebe und Huld. Er heilte ihre Kranken, er tröstete ihre Betrübten, er belehrte ihre Unwissenden. Sein Herz war keiner Rache fähig. Auf die Samaritanen, die ihm die Thore verschlossen, und die Nachtherberge versagten, ließ er nicht, wie es seine Jünger verlangten, Feuer vom Himmel fallen, vielmehr verwies er ihnen dieses lieblose Begehren. Ihr wisset nicht, sprach er zu ihnen, was ihr redet, ihr habt den Geist der Sanftmuth noch nicht, der euch regieren soll; ich bin nicht gekommen, die Menschen zu Grunde zu richten, sondern zu beglücken. Und für die Juden, welche ihn kreuzigten, bath er noch sterbend: Vater! vergib ihnen, rief er. — Nur gegen die boßhaften Pharisäer, die seine Werke lästerten, nur gegen die Verführer des Volks und Verderber unschuldiger Seelen zeigte er Strenge; diese hieß er Miethlinge, ein Natterngezücht, diesen drohete er mit einem oft wiederhohlten Wehe. Warum er dieses that, hat er selbst gesagt: Wehe euch, sprach er, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Häuchler! weil ihr das Himmelreich vor den Menschen verschließet; denn ihr gehet nicht hinein, und die hineingehen wollen, lasset ihr nicht hineingehen, Matth. 23, 13. Weil sie nähmlich an-

dere von der Annahme des Christenthums, und so von den besten Mitteln ihrer Glückseligkeit zurückhielten, und weil er wohl wußte, daß sich Krebsschäden nicht mit Rosenwasser heilen lassen, und in harten Krankheiten süßschmeckender Zucker nicht helfe. Sonst aber behandelte er jeden mit Gelindigkeit und Milde.

Sehet! so ging Jesus mit den Menschen um! so stand der Zugang zu ihm jeden offen! so durfte auch der Niedrigste aus dem Volke auf seine Liebe und Güte rechnen! so war sein Blick nur Freundlichkeit, so floß nur Liebe und Anmuth von seinen Lippen! Und so liebreich nun sollen wir auch mit unsern Mitmenschen umgehen.

II.

Jesus ist uns zum Muster und Vorbilde gegeben worden, wie er gesinnet war, sollen auch wir gesinnet seyn, und wie er handelte, sollen auch wir handeln. Ich habe euch, sagt er selbst, ich habe euch ein Beyspiel gegeben, daß ihr thuet, wie ich gethan habe, Joh. 13, 15. Lernet von mir, sagt er ferner, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen, Matth. 11, 29. Die Aposteln fordern uns auch auf, Jesum Christum anzuziehen, auf den Urheber und Vollender unsers Glaubens hinzusehen, ihm nachzuahmen, ihm ähnlich zu werden. Ihr sollet so gesinnet seyn, schreibt Paulus, wie auch Jesus Christus gesinnet war, Philipp. 2, 5. Und im Briefe an die Hebräer heißt es: Lasset uns auf Jesum, den Urheber und Vollender unsers

Glaubens sehen, Hebr. 12, 2. Da nun Jesus unser Muster und Vorbild die Menschen liebreich behandelte, so sollen wir sie auch liebreich behandeln.

Wir sollen also keine grimmigen Löwen gegen die Unsrigen, keine Tyrannen gegen unsere Nebenmenschen seyn. Ihr Herrschaften sollet nicht immer schimpfen und über eure Dienstbothen schmähen, sollet nicht beständig pochen und lärmen; liebreich sollet ihr sie behandeln, sie sind Menschen, sie sind eure Brüder und Schwestern, und keine Lastthiere! Ihr Eheleute sollet einander nicht durch Hader und Zank das Leben zur Hölle machen, sanft sollet ihr mit einander reden, mit Güte einander ermahnen! Ihr Aeltern sollet nicht wüthend über eure Kinder herfallen, nicht im Zorne durch Schläge sie mißhandeln, mit Liebe sollet ihr über ihre Herzen herrschen! Auch ihr, die ihr beleidiget worden seyd, sollet nicht Rache schnauben, nicht auf den Untergang eurer Feinde denken, nicht Böses mit Bösem, nicht Scheltworte mit Scheltworten, nicht Lästerung mit Lästerung vergelten, ein versöhnliches Herz sollet ihr gegen sie haben, mit Sanftmuth ihr Unrecht ihnen verweisen!

Doch ihr müsset mich recht verstehen. Ich will damit nicht sagen, daß wir nie Ernst und Strenge brauchen dürften, nicht sagen, daß wir alles Unrecht ungestraft über uns müßten ergehen lassen, nein! nicht alles läßt sich mit Güte abthun, besonders bey ganz rohen und sinnlichen Menschen. Aber das will ich damit sagen, daß Güte und Sanftmuth bey den meisten Menschen, und in den meisten Fällen mehr ausrichten, als Strenge; daß wir also nicht zu strengen Mitteln unsere Zuflucht neh-

men sollen, so lange gelinde zur Zurechtweisung und Besserung Anderer zureichen; und daß nicht der Zorn und die Leidenschaft, sondern die Liebe gegen Andere selbst die Strafruthe uns in die Hände geben müsse.

Und betragen wir uns denn gegen unsere Nebenmenschen so? Gehen wir liebreich mit ihnen um? Ist selbst unser Ernst, unsere Strenge nur eine Frucht der Liebe? O, daß ich es nicht sagen müßte! — gar sehr sticht unser Betragen gegen das des Heilandes ab! Unsere rauhen Worte, unsere finstern Mienen, unser schauerliches Wesen schreuchen aller Menschen Herzen von uns zurück. Wie so manche Thräne wird geweint, wie so mancher Seufzer im Stillen zu Gott hinauf geschickt, woran unser hartes Betragen schuld ist? Aeltern betrüben ihre Kinder, Kinder ihre Aeltern, Nachbarn ihre Nachbarn, Brüder ihre Schwestern, Schwestern ihre Brüder! Wie gehen manche Eheleute mit einander um? Statt der Liebe, Freundschaft und Treue, welche sie einander vor dem Altare geschworen haben, sollte man meinen, sie hätten vor demselben den Eid abgelegt, einander lebenslänglich zu hassen, zu verfolgen und zu martern! Wir können nichts an Andern übersehen, keiner Schwachheit schonen, keinen Fehler im sanften Tone rügen! Wo ist das Haus, zeiget es mir, wo alle im süßen Frieden mit einander leben, wo kein Mensch dem andern bittere Vorwürfe machet, wo keiner den andern ohne Noth betrübt? Wo ist diese friedliche Wohnung, zeiget sie mir, ich will zu ihr hingehen, und sie als einen geheiligten Tempel Gottes verehren! —

Doch lasset uns unsere Augen von solchen Menschen hinwegwenden, welche einander das Leben zu Stunden des Leidens und Kummers machen! Lasset uns lieber noch ein Mahl unsere Augen auf den sanften und menschenfreundlichen Jesus hinrichten, der die Sünder sogar zu sich einlud, sie aufsuchte, mit ihnen aß und trank, so ihr Herz für seine Lehre aufschloß, und es durch sie der Tugend gewann! Lasset uns noch ein Mahl zu ihm nahen, um von seinem Munde noch ein Mahl die lehrreichen Worte zu hören: Nehmet mein Joch auf euch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen! Amen.

Am sechsten Sonntage nach Pfingsten.

Ueber die kirchlichen und gottesdienstlichen Ceremonien.

Text.

Da befahl er dem Volke, sich auf die Erde niederzusetzen; nahm die sieben Brote, segnete, brach und gab sie seinen Jüngern, daß sie dieselben vorlegten: und sie legten sie dem Volke vor. Sie hatten auch etliche Fische, die er auch segnete, und vorlegen ließ, Mark. 8, 6. 7.

In dem heutigen Evangelium wird von Jesu gesagt, daß er die Brote, deßgleichen auch die Fische, womit er die hungrige Volksmenge auf eine wunderbare Weise speiste und satt machte, gesegnet habe. Er nahm die sieben Brote und segnete sie; sie hatten auch etliche Fische, die er auch segnete, sagt der Evangelist Markus. Eben dieses sagt auch der Evangelist Matthäus, nur setzt dieser noch hinzu, daß, bevor Jesus die Brote und die Fische gesegnet habe, er seine Augen erst gegen Himmel gerichtet habe, Matth. 14. Was war das, daß Jesus

gegen Himmel sah, daß er die Brote und die Fische segnete? Es war ein Gebrauch, eine Ceremonie, meine Lieben! Jesus hatte also die Gewohnheit, gewisse Gebräuche oder Ceremonien zu verrichten.

Wir haben auch die Gewohnheit, gewisse Gebräuche oder Ceremonien zu verrichten. Wir bezeichnen uns z. B. mit dem Zeichen des heil. Kreuzes, wir besprengen uns mit Weihwasser, wir biegen unsere Kniee, wenn wir vor dem hohen Altare vorüber gehen, wir entblößen unser Haupt, wenn wir vor einem Bilde unsers gekreuzigten Heilandes vorüber gehen, wir schlagen unter der heil. Messe bey der Wandlung an unsere Brust, u. s. w. Das sind lauter Ceremonien, und diese beobachten wir.

Die katholische Kirche hat auch die Gewohnheit, gewisse Gebräuche oder Ceremonien zu verrichten. Sie weihet durch ihre Diener das Wasser, das Salz, sie bedecket in der Fastenzeit einige Wochen vor Ostern die Crucifixbilder, sie läßt den Täufling Anfangs vor der Kirchenthür stehen, sie gibt ihn einige Körner Salz in den Mund, sie macht mehrmahl das Kreuzzeichen über ihn, sie legt ihm ein weißes Kleid um, u. s. w. Diese und dergleichen Ceremonien verrichtet die Kirche, besonders hat sie derselben viele bey Ausspendung der heil. Sacramente im Gebrauche. Wozu sind denn nun die vielen Gebräuche und Ceremonien da? Was bedeuten sie? Wozu sollen sie dienen? Warum verrichten wir sie, warum bedienet sich ihrer die Kirche?

Wisset ihr, und könnet ihr mir sagen, warum wir, warum sich die Kirche der Ceremonien bedie-

net? Machet ihr euch keine irrigen, keine falschen Vorstellungen von den Ceremonien? — Gewiß sind Manche unter uns, welche auf diese Fragen nicht gehörig antworten können, Manche, welche nicht so, wie es seyn soll, von den Ceremonien denken. Sehet! deßwegen will ich euch heute einmahl über die Ceremonien belehren.

Ich rede also jetzt mit euch

Ueber die kirchlichen und gottesdienstlichen Ceremonien,

und sage euch

1) **Warum sich die Kirche der Ceremonien bey dem Gottesdienste bediene,**
2) **Was daraus Lehrreiches für uns folge.**

Ich glaube daß es nicht nöthig seyn werde, euch um eure Aufmerksamkeit zu bitten.

I.

Die Juden hatten eine große Menge Ceremonien, so viele, daß wirklich die Verrichtung derselben ihnen zur Last fiel. Jesus, unser Heiland, hob die Beschneidung, den Opfer- und den ganzen Ceremoniendienst der Juden auf. Gott, sagte er, ist ein Geist, und die ihn anbethen, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen, Joh. 4, 14. Damit wollte er dieses sagen, daß Gott als ein geistiges und heiliges Wesen nicht mit Aeußerlichkeiten, mit Ceremonien oder Gebräuchen, sondern mit einer innerlichen guten Gesinnung, mit den Tugenden des Her-

zens, mit Liebe, Dankbarkeit, Vertrauen, Gehorsam, und mit Werken, die aus diesen Tugenden hervorgehen, geehret werde. Aus eben diesem Grunde ordnete er für seine Anhänger, für die Christen, auch nur sehr wenige, nur einige, aber bedeutungsvolle und kräftige Ceremonien an, nähmlich die heil. Sacramente.

Obgleich aber Jesus Christus die jüdischen Ceremonien aufhob, und für die Christen, außer den heil. Sacramenten, keine andern mehr anordnete, so wurden doch der Ceremonien in der christlichen Kirche bald sehr viele. Und mit ihrer Entstehung und Einführung ging es ganz natürlich zu. Es wurden Juden, es wurden Heiden von allerley Völkern zur christlichen Kirche aufgenommen, Leute, welche alle von Jugend auf an viele und verschiedene Ceremonien gewöhnt waren, und sich ihre gewohnten Ceremonien so leicht nicht nehmen ließen. Die Kirche hielt es auch gar nicht für rathsam, ihnen alle Ceremonien zu nehmen, weil sie mit Grund fürchtete, daß sie eher wieder die christliche Religion, als ihre gewohnten Ceremonien würden fahren lassen. Sie ließ ihnen also manche mitgebrachte Ceremonie, nur sorgte sie dafür, ihr eine schicklichere und christliche Deutung zu geben. Manche Ceremonie ordnete sie auch ganz freywillig an, weil sie dieselbe für nützlich, bedeutungsvoll und lehrreich hielt. Schon die allerersten christlichen Schriftsteller nach den Aposteln und Evangelisten erzählen uns, daß die Christen diese und jene Gebräuche beobachtet hätten. Nun warum bedienet sich die christliche Kirche der Ceremonien? Warum ordnet sie dieselben bey ihrem Gottesdienste an? Was hat sie für eine Absicht dabey?

Die christliche Kirche selbst ist in der Absicht von Jesu Christo gestiftet worden, daß durch sie bis an das Ende der Welt seine Lehren geprediget, und durch die Verkündigung dieser seiner Lehren die Christen zur Tugend, zur vernünftigen Verehrung Gottes angeführt werden sollten. Die Kirche soll also, nach der Absicht Jesu, die Mutter seyn, welche die Christen, ihre Kinder, in den Lehren des Christenthums unterweiset, und zur Tugend und wahren Gottesverehrung erziehet. Dazu ist die Kirche da, zu dem Endzwecke, und zu keinem andern, kann sie sich also auch nur der Ceremonien bedienen. Und dazu nur bedienet sich auch die Kirche der Ceremonien.

Erstlich bedienet sich also die Kirche der Ceremonien zu unserer Belehrung. Die Kirche belehret uns durch die Predigten, welche sie uns halten, durch die so genannten christlichen Lehren, in die sie uns gehen läßt. In diesen wird mündlich zu uns gesprochen. Sie belehret uns aber auch durch Gebräuche oder Ceremonien. In diesen wird durch bedeutungsvolle Handlungen zu uns gesprochen. Wenn sie uns mit Wasser besprenget, so will sie uns damit belehren, daß wir unser Herz durch Reue und Buße von Sünden reinigen sollen, so wie das Wasser den Körper vom Schmutze reiniget. Wenn sie Salz weihet, und es uns mit nach Hause gibt, so will sie uns damit belehren, daß wir unser Herz vor dem Verderben der Sünde bewahren sollen, so wie das Salz die Speisen vor der Fäulniß bewahret. Wenn sie bey dem Gottesdienste Kerzen anzünden läßt, so will sie uns damit belehren, daß Jesus das Licht, der beste Lehrer der Welt sey, und daß auch wir unser Licht, unsere guten Werke zum guten Bey-

Beyspiele Anderer vor den Menschen sollen leuchten lassen. Wenn sie Weihrauch anzünden, und denselben empor steigen läßt, so will sie uns damit belehren, daß wir im Gefühle der Andacht unsere Herzen erheben, und mit unserm Geiste, mit unsern Gedanken zu Gott dem Heiligen empor steigen, und jetzt auf das Irdische vergessen sollen, u. s. w. durch andere Ceremonien will sie uns an manche Begebenheiten in der Geschichte Jesu erinnern, u. s. w. So wie die Kirche uns durch mündliche Vorträge belehret, so will sie uns auch durch Zeichen, Ceremonien oder bedeutungsvolle Handlungen belehren, deßwegen zu unserer Belehrung also bedienet sich die Kirche die Ceremonien.

Zweytens bedienet sich die Kirche der Ceremonien als Darstellungsmittel der innerlichen Religion, der Religion, die in dem Herzen aller guten Christen thronet. Die Religion ist eine Sache des Herzens. Der Glaube an Gott, das Vertrauen auf seine Vatergüte, die Ehrfurcht gegen ihn als das höchste und heiligste Wesen, die Liebe und Dankbarkeit gegen ihn als unsern größten und einzigen Wohlthäter, die Hoffnung, daß er die Welt so regiere, daß wir zu unserm letzten Ziele und Ende, zur Tugend und Glückseligkeit gelangen werden: diese Stücke machen die wahre Religion aus. Das sind aber keine sichtbaren Dinge, das sind Gesinnungen, das sind Gefühle und Empfindungen des Herzens. Wollen wir diese Gesinnungen, diese Gefühle und Empfindungen des Herzens ausdrucken, wollen wir sie andern zu erkennen geben, so kann es nicht anders als durch hör- oder sichtbare Zeichen geschehen. Durch hörbare Zeichen geschieht es im Gebethe und Gesange. Durch sichtbare Zeichen geschieht es in

Ceremonien. Die Kirche will den Glauben, die Hoffnung, die Liebe und Dankbarkeit, die Ehrfurcht gegen Gott, kurz die Religionsgefühle der Christenheit ausdrücken, und dazu bedient sie sich nicht nur der Worte, dazu bedient sie sich auch der Ceremonien. Durch das Kniebeugen will sie die Gott schuldige Ehrfurcht oder Hochachtung und Anbethung, durch das Händefalten ihr vertrauungsvolles Bitten und Wünschen, durch die Segnungen ihren Glauben ausdrucken, daß jede gute Gabe, alles Segnen und Gedeihen von Gott komme, u. s. w. Und dadurch, daß sie auf diese Weise die Gesinnungen der Christenheit im Ganzen ausdrucket, weil sie zugleich auf die einzelnen, zum Gottesdienste versammelten Christen zurück wirken, und gleiche Gesinnungen, gleiche Gefühle der Ehrfurcht gegen Gott, der Liebe, der Hoffnung, u. s. w. in ihnen erwecken. Die Kirche bedienet sich also auch deßwegen der Ceremonien, um durch sie die innere Religion der Christenheit äußerlich darzustellen, und um dadurch zugleich aufs Neue die innere Religion in einzelnen ihrer Glieder zu beleben.

Und daraus fließet nun viel Lehrreiches als natürliche Folge, welches ich euch noch anzeigen will.

II.

Weil nun Jesus selbst, außer den heil. Sacramenten, keine Ceremonien anordnete, und weil sich die Kirche ihrer nur als eines Mittels zur Belehrung der Christen, und zur Darstellung und Belebung der innerlichen Religion bedienet, dieses Mit-

tel auch zu diesem Zwecke nicht das einzige ist, so ergibt sich hieraus von selbst, a) daß die Ceremonien nicht zum Wesen der christlichen Religion gehören, b) daß mithin die Kirche nach Gutbefinden, eine Veränderung mit ihnen vornehmen könne, und c) daß jene von dem Mitmachen oder bloßen Anschauen der Ceremonien keinen Nutzen haben, welchen die Bedeutung derselben unbekannt ist, mithin aus ihnen keine Nahrung für ihren Verstand und ihr Herz ziehen können.

a) Erstlich ergibt sich hieraus, daß die Ceremonien nicht zum Wesen der christlichen Religion gehören. Es ist überaus wichtig für den Christen, daß er die Hauptsache von der Nebensache, das Wesentliche von dem Zufälligen in seiner Religion zu unterscheiden weiß. Weiß er diesen Unterschied nicht zu machen, so geschieht es gar leicht, daß er sich an die Nebensache hängt, und die Hauptsache darüber vernachlässiget. Leider! gibt es ja viele Christen, welche fleißige Mitmacher aller kirchlichen Gebräuche sind, welche sich täglich viele Mahle mit dem Kreuzzeichen bezeichnen, mit Weihwasser besprengen, u. s. w., die Gebothe Gottes aber ungescheut übertreten, und doch gute Christen zu seyn glauben, schon deßhalb, weil sie christliche Gebräuche mitmachen. So vergesset es also nie, m. L.! daß die Ceremonien nicht wesentlich der christlichen Religion angehören, daß sie nur etwas Zufälliges, nur eine Nebensache seyn, daß man also alle Ceremonien pünctlich mitmachen, und doch dabey ein schlechter Christ seyn könne, daß das Wesen der christlichen Religion im Vertrauen auf Gott, in Ehrfurcht gegen das heiligste Wesen, in einer Liebe zu ihm bestehe, welche sich durch die Beobachtung aller seiner heil.

heil. Gebothe, die er uns unaustilgbar in unser Herz geschrieben hat, äußeret.

b) Zweytens ergibt sich hieraus, daß die Kirche nach Gutbefinden mit den Ceremonien eine Veränderung vornehmen könne. Auch das ist dem Christen zu wissen nothwendig, wenn er nicht bey Abschaffung oder Abänderung herkömmlicher Ceremonien in seinem Glauben unruhig und durch Tadel gegen seine geistlichen Vorsteher ungerecht werden will. „Das Christenthum leidet, das Christenthum gehet zu Grunde," sagen Manche. Und warum führen sie diese Sprache? Weil sie sehen, daß manche Gebräuche in der Kirche abgeschafft oder verändert werden, so meinen sie, das Gebäude der Kirche wäre erschüttert, und die Religion gehe darüber zu Grunde. Andere brechen in Klagen und Schmähungen gegen die Vorsteher der Kirche aus. „Die Vorsteher der Kirche selbst haben keine Religion mehr," sagen sie. Das ist die Sprache der Kurzsichtigkeit und des Unverstandes, die Sprache jener, welche nicht wissen, warum die Kirche Ceremonien brauche, und daß sie, wenn sie zu diesem Gebrauche nicht mehr schicklich scheinen, mit ihnen eine Aenderung vornehmen könne. Einige Ceremonien sind veraltet, und man weiß ihre Bedeutung gar nicht mehr. Einige erwecken unschickliche Vorstellungen im Gemüthe des Menschen. Bey manchen Feyerlichkeiten sind ihrer zu viele, so daß man keine Zeit hat, bey jeder etwas vernünftiges zu denken: die Kirche handelt also wohl, wenn sie damit eine Abänderung vornimmt. Sie hat das auch von jeher gethan. Bald hat sie neue Gebräuche eingeführt, bald manche eingeführte abgeändert, bald einige ganz

abgeschafft. Merkt es also, daß die Vorsteher der Kirche mit den Ceremonien eine Veränderung vornehmen können.

c) Drittens ergibt sich hieraus, daß jene von den Ceremonien keinen Nutzen haben, welche nicht wissen, was sie bedeuten, und bey welchen durch sie keine guten Gedanken und Entschließungen geweckt werden. Wieder eine lehrreiche Folge. So manche Christen sind ganz unbekümmert, fragen und forschen nie nach der Bedeutung der Ceremonien, staunen sie als etwas Heiliges an, meinen, es läge eine geheime Kraft in ihnen, die für sie wirke, und sie hätten, um dieser Wirkung theilhaftig zu werden, weiter nichts zu thun, als bey ihnen gegenwärtig zu seyn. Daher kommt ihre Gedankenlosigkeit bey unserm Gottesdienste, der zum Theile aus Ceremonien bestehet. Wüßten sie, daß uns die Kirche durch die Ceremonien eben so, wie durch mündliche Vorträge, belehren wolle, so würden sie fragen: Was bedeutet diese Ceremonie? Was soll ich dabey denken? Wüßten sie, daß durch die Ceremonien die Kirche die Gefühle der Liebe, der Dankbarkeit, u. s. w. gegen Gott ausdrücken wolle, so würden sie fragen: Was will die Kirche durch diese Ceremonie ins besondere ausdrücken? So würden sie sich dann auch Mühe geben, gleiche Gefühle der Liebe, der Dankbarkeit u. s. w. in sich rege zu machen. So prägt euch also auch das tief in die Seele ein: wenn ich nicht weiß, was die Ceremonien bedeuten, wenn durch sie keine guten Gedanken und frommen Empfindungen in mir geweckt werden, so habe ich keinen Nutzen von ihnen!

Schluß. Nun wisset ihr, m. L.! warum sich die Kirche der Ceremonien bey dem Gottesdienste bediene, daß sie dieselben nähmlich als ein Mittel zu unserer Belehrung und Erbauung brauche. Nun wisset ihr auch, daß die Ceremonien kein wesentliches Stück ausmachen, daß die Kirche mit ihnen eine Veränderung vornehmen könne, und daß man sich mit ihrer Bedeutung bekannt machen müsse, wenn sie für uns nützlich werden sollen. — Glaubet also nie, daß euch die Ceremonien heiligen! Hängt euch nie an die Nebensache zum Nachtheile der Hauptsache! Brauchet und benutzet die Ceremonien als ein Mittel zur Beförderung der Hauptsache — zur vernünftigen Gottesverehrung! Amen.

Am dreyzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Wozu uns die vielen Wohlthaten Gottes auffordern.

Text.

Einer von ihnen, da er sich geheilet sah, kam zurück, pries Gott mit lauter Stimme, fiel zu seinen Füßen aufs Angesicht, und dankte ihm, Luk. 17, 15 und 16.

Es ist recht demüthigend und beschämend für uns Menschen, daß wir unter unsern Mitbrüdern so viele antreffen, welche sich sogar gegen die natürlichsten Gefühle der menschlichen Natur versündigen. Was ist natürlicher, als die Empfindung des Dankes bey empfangenen Wohlthaten? Und doch war unter den zehn Männern, welche uns das heutige Evangelium vorstellet, nur ein einziger dankbarer. Sie waren mit der schmerzhaftesten und zugleich ekelhaftesten Krankheit, mit dem Aussatze, behaftet. Der menschenfreundliche Jesus, gerührt von ihrem Elende, heilte sie: Und indem sie hingingen, wurden sie rein, sagt der evangelische Text. Was hätten sie weniger thun können,

und was wäre billiger gewesen, als daß sie zu ihrem Wohlthäter zurück gekehrt wären, und ihm zu erkennen gegeben hätten, daß sie von seiner Güte gerührt seyn, und daß sie ihm Gutes mit Gutem vergelten möchten? Aber sie gingen, einen ausgenommen, ihres Weges fort, unbekümmert um den, der ihnen wohlthat.

Solcher Undankbaren gibt es noch viele. Was müssen nicht Aeltern für ihre Kinder thun? Welche Mühe haben nicht Lehrer mit ihren Schülern? Wie schwer drückt nicht oft die Sorge obrigkeitliche Personen des geistlichen und weltlichen Standes? Und was empfangen sie dafür? Gemeiniglich nichts als Undank. Es ist sogar zum Sprichworte geworden: Der Weltdank ist Undank.

Auch des Undankes gegen Gott machen sich viele schuldig. Gott ist die Urquelle alles Guten, auf jedem Schritte kommt uns seine Güte entgegen. Und was thun die Menschen für seine Wohlthaten? Sie vergessen auf ihn, und treten seine Gebothe leichtsinnig mit Füßen.

Wollen wir, m. L.! die Zahl der Undankbaren etwa auch noch vergrößern? Die Erde trägt nichts Schlimmeres als einen Undankbaren, sagt ein Weiser des Alterthums: Wollen wir eine solche Last des Erdbodens seyn? Nein! wir wollen uns zu dem Samaritanen gesellen, welcher für die erhaltene Wohlthat Gott mit lauter Stimme pries, seinem Wohlthäter zu Füßen fiel, und ihm dankte. Wir wollen heute unser Herz zum Danke gegen Gott zu stimmen suchen.

Warum viele Menschen so undankbar sind, ist die Ursache diese, weil sie über die empfangenen Wohlthaten nicht nachdenken, ihren Werth und ihre

Größe nicht erwägen. Würden sie öfters und reiflich darüber nachdenken, so würden sie kein undankbares Herz mit sich herumtragen.

Wir wollen jetzt

1) Erstlich eine Betrachtung über die göttlichen Wohlthaten anstellen, und
2) Zweytens untersuchen, wozu uns die vielen Wohlthaten Gottes auffordern.

Ich glaube es werde nicht nothwendig seyn, euch zur Aufmerksamkeit zu ermahnen.

I.

Unser Heiland stellet uns Gott nie anders vor, als unter dem Bilde eines guten Vaters, der seine Freude daran hat, uns Menschen, seinen Kindern, wohlzuthun. Und anders als ein guter Vater erscheint uns Gott auch nicht, wenn wir auf das viele Gute hinsehen, daß uns aus seiner Hand zufließet. Alles verkündet uns seine Güte, überall sehen wir die Wunder seiner Liebe. Um aber bey unserer Betrachtung über seine Wohlthaten ordentlich zu Werke zu gehen, so lasset uns erstlich a) sehen, welche Wohlthaten er uns erwiesen hat, lasset uns zweytens b) die Größe dieser Wohlthaten erwägen, und drittens c) den Zustand betrachten, in welchem wir diese Wohlthaten empfangen haben.

a) Unzählbar sind die Wohlthaten, die uns Gott schon erwiesen hat, keine Zunge spricht sie aus, und keine Zahl erschöpfet sie. Wir Menschen können unsern Blick nur auf jene richten, welche aufgedeckt vor uns da liegen.

Wer hat uns das Leben gegeben? Ich weiß nicht, sagte jene Makkabäische Mutter zu ihren Söhnen, ich weiß nicht, wie ihr in meinem Leibe geworden seyd: Gott hat euch Leben, Odem und Daseyn gegeben, 2. Makkab. 7. Ist nicht Gott die Urquelle alles Lebens?

Wer hat unsern Leib so kunstvoll gebauet? Er ist ein bewundernswürdiges Meisterstück. Menschen können ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden, die kunstvolle Einrichtung desselben zu erforschen, es wird ihnen doch noch vieles an demselben zu erforschen übrig und ein Geheimniß bleiben. Schon seine äußere Bildung ist nach dem vollkommensten Ebenmaße und nach allen Schönheitsregeln geordnet und eingerichtet. Wie gelenkig sind seine Glieder, wie ausdauernd seine Stärke? Gott! ich danke dir, bethete David, daß ich wunderbar gemacht bin; ja wunderbar sind deine Werke, das erkennet meine Seele wohl. Ist nicht Gott der Schöpfer dieses wunderbaren Meisterstückes.

Wer hat unsern Leib gegen Beschädigungen und Verletzungen geschützet? Er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich auf ihren Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein anstoßest, heißt es im 90ten Psalme. Hat die göttliche Vorsicht nicht wie ein guter Engel über uns gewacht, damit wir in dem zarten Kindes-, in dem muthwilligen Knaben-, und in dem leichtsinnigen Jünglingsalter an unserm Leibe keinen Schaden litten.

Wer hat dafür gesorgt, daß es diesem Leibe nie an der nöthigen Nahrung und Kleidung fehlte? Du läßt Gras wachsen für das Vieh und Saat zum Nutzen der Menschen, sagt die Schrift im 64. Psalme. Die Erde, das Wasser und die Luft enthalten einen Ueberfluß von Lebensmitteln für uns; das Schaf trägt die Wolle zu unserer Kleidung, und selbst ein verächtlicher Wurm spinnt für uns die Seide. Ist nicht Gott der allgemeine Nährvater?

Wer hat für unsern Leib die Arzneyen bereitet, wenn er an Krankheiten litt, an denen unsere Unachtsamkeit, oft gar unsere Sünden Schuld waren? Im Thierreiche wie im Pflanzen- und Mineralreiche liegen Heilkräfte für den verwundeten oder kranken Menschen. Und kommt nicht eine jede gute Gabe von oben herab?

Wie gut ist der Gott Israels! so sang einst der begeisterte David. Wie gut ist der Christen, wie gut ist der Gott aller Menschen! so müssen wir schon mit ihm singen, wenn wir bloß auf die Wohlthaten hinsehen, welche uns Gott am Leibe erwiesen hat. Und was hat er nicht erst für unsere Seele gethan?

Wer hat unsere Seele mit den zwey Hauptkräften, mit dem Verstande und Willen, ausgestattet? Mit dem Verstande verschaffen wir uns tausenderley Kenntnisse, die uns für dieses Leben nothwendig sind, mit ihm erheben wir uns über diese sichtbare Welt, und erforschen jene Wahrheiten, die uns im Unglücke trösten, und mit den seligsten Hoffnungen für die Zukunft erfüllen. Wer hat uns dieses Vermögen, daß dem Thiere, das allen andern Geschöpfen der Erde mangelt, gegeben?

Wer hat dafür gesorgt, daß es uns nie an der Gelegenheit, an den Mitteln, und an den nöthigen Aufmunterungen fehlte, diesen Verstand zu üben, etwas zu lernen, uns nützliche Kenntnisse zu sammeln? Daß unsere Aeltern so manchen Gulden für unsern Unterricht verwendeten, daß uns die Schulen offen standen, daß Hunderte dazu aufgestellt wurden, ihre Erfahrungen und Kenntnisse uns mitzutheilen, daß wir den Umgang so vieler helldenkender Männer genossen, daß so manches lehrreiche Buch in unsere Hände kam, daß uns so oft an Sonn- und Feyertagen die heilsame Lehre Jesu Christi vorgetragen ward: Wer hat dieses so veranstaltet?

Wer hat uns mit der ersten aller Gaben, mit dem freyen Willen beschenket? Mit dem Willen können wir das, was wir als wahr, recht und gut erkannt haben, wählen und thun. Wir können unserm Herzen eine solche Stimmung geben, daß es nur das Schöne, das Erhabene, das Wahre, das Edle und Gute liebt und begehrt: Das Häßliche, das Niedrige, das Falsche, das Unedle und Böse hingegen verabscheuet und fliehet. Dadurch, durch die freye Wahl des Guten werden wir Gott ähnlich, werden wir Kinder Gottes. Wer hat uns so hoch erhoben?

Wer hat es uns nie an Aufmunterungen zum Guten fehlen lassen? Die Regungen unsers Gewissens, das Beyspiel so vieler Rechtschaffenen, das Wort eines tugendhaften Freundes in unsere Seele gesprochen, die Beweggründe der christlichen Religion: Sind das nicht Wohlthaten Gottes? O, gefühllos muß der Mensch seyn, den die vielen göttlichen Wohlthaten nicht rühren!

Lasset uns jetzt die Größe, den Werth dieser Wohlthaten erwägen.

b) Die Größe der göttlichen Wohlthaten, der Werth derselben springt einem am deutlichsten in die Augen, wenn man überlegt, wie übel man bey dem Mangel derselben daran ist. Willst du den Werth deines Lebens schätzen lernen, o Mensch, so bemerke die Furcht, die sich dessen bemeistert, der sich in Todesgefahr befindet! Willst du deine Gesundheit schätzen lernen, so gehe in die Lazarethe, in die Hospitäler, in die Krankenhäuser, betrachte den jämmerlichen Zustand der Kranken, und höre ihr Ach und Wehe rufen! Willst du dein Vermögen schätzen lernen, so werfe deine Augen auf den Armen, und bedenke, wie dir wäre, wenn du mit ihm von Thür zu Thür bettelnd herumgehen müßtest! Willst du die vielen Belehrungen, welche du erhälst, die vielen Aufforderungen zum Guten, welche an dich ergehen, schätzen lernen, so betrachte jene, welche ohne Erziehung und Unterricht heranwachsen, bemerke wie blind ihr Verstand, und wie roh und hart ihr Herz ist! Willst du den Werth deiner treuen Freunde erkennen, so stelle dir vor, wie dir zu Muthe wäre, wenn sie dir augenblicklich durch den Tod entrissen würden! u. s. w. So können wir am besten lernen, wie groß, wie viel die göttlichen Wohlthaten werth seyn.

Und die vielen Wohlthaten Gottes, die so groß, so viel werth sind, in welchem Zustande haben wir sie empfangen? Lasset uns auch noch dieses untersuchen.

c) Gott that uns oft Gutes, wo wir dessen ganz unwürdig waren. Gott erhielt uns Leben und

Gesundheit, während wir durch Unkeuschheit, durch Völlerey und andere abscheuliche Laster auf sie losstürmten. Gott gab uns Speise und Trank, während wir sie im Uebermaße verschwendeten. Gott erhielt uns Freunde und Wohlthäter, während wir Arges von ihnen dachten. Gott gab uns Gelegenheit, uns neue Kenntnisse zu verschaffen, während wir auf unser Bißchen Wissen stolz und hochmüthig waren. Gott ließ uns sein Wort, die Lehre Jesu, verkündigen, während wir es gering achteten, bey dessen Verkündigung lachten und schwätzten. Gott gab uns Zeit zur Buße, während welcher wir auf die alten Sünden noch neue thürmten. Ist es nicht so, m. L.? Hat uns Gott nicht oft Gutes, unzählig viel Gutes gethan zur Zeit, wo uns unser Gewissen unserer Sünden wegen verdammte, wo es uns sagte: Du bist der vielen Wohlthaten Gottes nicht werth!

So viel hat Gott an uns gethan, solche große Wohlthaten hat er uns an Leib und Seele erwiesen, mit so viel Gutem hat uns seine Liebe überhäuft, selbst zur Zeit, wo wir gegen seine Vatergüte sündigten, wo wir empfindliche Strafen und nicht Wohlthaten verdienten!

Wozu fordern uns nun diese von Gott erhaltenen Wohlthaten auf?

II.

Die vielen und großen Wohlthaten, mit welchen uns die Güte unsers himmlischen Vaters überhäufte, fordern uns auf a) zum Danke gegen Gott, b) zum Gehorsame gegen seine heiligen Ge-

bothe, und c) zum Vertrauen auf seine väterliche Fürsorge.

a) Das Erste: wozu uns die Wohlthaten Gottes auffordern, ist die Dankbarkeit gegen ihn den göttlichen Geber. Was fühlen wir gegen einen Menschen, der uns wohl will, und aus Wohlwollen Gutes thut? Und wozu treibt uns dieses Gefühl an? Ist es uns nicht, als wenn wir ihm laut zurufen sollten: Wie gut bist du doch mein Wohlthäter! Nöthiget es uns nicht, öfters an ihn zu denken, und denken wir nicht mit Freuden an ihn? Sagt es uns nicht, es wäre unrecht, es wäre schändlich, wenn wir die erhaltene Wohlthat mißbrauchen, gegen die Absicht des Wohlthäters anwenden wollten? Dazu nöthiget uns ein natürliches Gefühl, wofern wir unsere Menschennatur noch nicht abgelegt haben, wenn uns ein Mensch etwas Gutes thut. Und wie, wenn uns Gott, unser himmlischer Vater, mit seinem Segen überschüttet, da sollten wir kalt und gefühllos gegen ihn bleiben? Da sollten wir nicht denken: Wie gut ist Gott! Da sollte es uns nicht Seligkeit seyn, oft an ihn zu denken! Da sollten wir seine Wohlthaten wider seinen Willen zum Bösen mißbrauchen? Wäre das nicht unrecht, nicht schändlich, nicht strafbar?

Denken! Wie gut, wie liebevoll handelt Gott gegen mich; mit Freuden bey dem Gedanken an Gott verweilen; die Gaben Gottes auf die beste Weise anwenden: das, das ist Dankbarkeit gegen Gott, und dazu fordern uns die göttlichen Wohlthaten, die uns zu Theil geworden sind, und täglich noch zu Theil werden, auf.

b) Das Zweyte, wozu uns die göttlichen Wohlthaten auffordern, ist Gehorsam gegen die heiligen Gebothe Gottes. Ein gutes Gemüth fühlt einen innern Drang, seinem Wohlthäter Gutes mit Gutem zu vergelten. Was soll ich dem Herrn vergelten für alles, was er mir gethan hat? so fragte sich David, als er die von Gott empfangenen Wohlthaten bey sich überlegte, Ps. 115. Für alles, was uns Gott gegeben hat, können wir ihm nichts wiedergeben, das Einzige, was ihm an uns gefällt, ist, daß wir seinen Willen thun, daß wir seinen heiligen Gebothen gehorsam sind. Wenn nun Gott uns so viele und große Wohlthaten schon erwiesen hat, wenn er selbst bey unserer Unwürdigkeit noch gütig gegen uns war, wenn wir ihm aber dagegen nichts, gar nichts geben können, wenn Gehorsam gegen seine heiligen Gebothe das Einzige ist, was ihm an uns gefällt, sollten wir ihm diesen Gehorsam versagen? Was müßte das für ein Kind seyn, das die Wohlthaten von seinen Aeltern damit belohnte, in allem das Gegentheil von dem zu thun, was sie haben wollen? Und was würden wir also für Menschen seyn, wenn wir Gott, von dem jede gute Gabe kommt, nicht nach Willen leben wollten? Wenn wir unkeusch lebten, lieblos gegen unsere Mitmenschen wären, uns dem Zorne, Neide und andern Leidenschaften überließen, welches alles dem Willen Gottes gerade zu entgegen ist? Gott! ich will getreu seyn in meinem Berufe, ich will meinem Nächsten dienen, wie und wo ich kann, ich will mir Gewalt anthun, alle meine bösen Lüste zu besiegen: so denkt der Mensch, welcher die göttlichen Wohlthaten erwäget, von Gottes Güte gerührt ist, und

weiß, daß er seinem göttlichen Wohlthäter nichts geben, nur seine Gebothe Gehorsam beweisen könne. Die göttlichen Wohlthaten fordern uns also zweytens auf zum Gehorsame gegen Gottes heilige Gebothe.

c) Das Dritte, wozu uns die Wohlthaten Gottes auffordern, ist Vertrauen auf seine väterliche Vorsorge. Wenn ein Kind noch keine andere Erfahrung an seinen guten Aeltern gemacht hat, als diese, daß sie ihm stets wohl wollten, und für sein Bestes sorgten; wird es da kein Zutrauen zu ihrer Vorsorge fassen? Wenn uns ein Freund noch lauter Beweise seiner Liebe gegeben hat, werden wir da ein Mißtrauen auf seine Treue setzen? Machet davon die Anwendung. Wenn wir in unser zurückgelegtes Leben zurück blicken, und in demselben so viele von Gott erhaltene Wohlthaten wahrnehmen, wahrnehmen, daß er es uns nie an Nahrung habe fehlen lassen, daß er uns noch in keiner Gefahr habe umkommen lassen, daß er selbst vorübergehenden Leiden und Widerwärtigkeiten zu unserm Besten geleitet habe, sollten wir da nicht denken: Der Gott, der bisher so väterlich für mich sorgte, der es mir nie am Nöthigen fehlen ließ, von dessen Himmel täglich neue Wohlthaten auf mich herabträufelten, wird mich auch für die Zukunft nicht verlassen! O, der kleingläubigen und mißtrauischen Christen! Bricht ein Krieg aus, versiegt eine Nahrungsquelle, verspricht das Jahr keine vollkommene Ernte, versagt der Weinstock seinen Segen, da stehen sie da, jammern und thun so kläglich, als wenn kein Gott im Himmel, und dieser Gott nicht ihr Vater und Versorger wäre. So macht es nicht der Mensch, der sich der empfangenen Wohlthaten Gottes erinnert, der in die vergan-

genen Zeiten zurück sieht, und das viele Gute, welches ihm der himmlische Vater von Kindesbeinen an bis auf diese Stunde erwiese hat, vor seinen Augen vorübergehen läßt. Er, der stets mein Freund und Wohlthäter war, wird es auch fernerhin seyn, denkt er, und übergibt sich mit kindlichem Vertrauen der väterlichen Fürsorge Gottes. Gott verläßt keinen, der ihn verehrt, spricht er mit David, Ps. 9. Die empfangenen Wohlthaten Gottes fordern uns also drittens auch auf zum kindlichen, zuversichtlichen Vertrauen auf Gott.

Ich kenne der Unglücklichen viele, m. L.! welche glauben, daß sie nicht Ursache hätten, Gott ein Danklied anzustimmen; sie meinen, es fehle ihnen viel zu viel, um froh und zufrieden zu seyn, der Vater im Himmel wäre für sie ein Stiefvater, und die Welt für sie ein Jammerthal. Aber nur ihre verkehrte Denkart ist daran schuld. Sie überlegen nicht, daß, wenn sie auch wenig zu haben glauben, dennoch viel Gutes besitzen, und daß man auch bey Wenigem glücklich und zufrieden leben könne. Sie bedenken nicht, daß nicht Gott, sondern ihre Faulheit, Thorheit, ihre Sünden die Ursache ihrer Uebel, unter deren Last sie seufzen, seyn, und daß sie besser daran seyn könnten, wenn sie nur ihren Kopf, ihre Hände brauchen und rechtschaffen leben wollten. Sie vergessen, daß auch das, was man so oft Uebel heisset, kein wirkliches Uebel, sondern ein Mittel sey, dessen sich Gott bedienet, ein größeres Gut, z. B. unsere Besserung zu bewirken. Sie vergessen, daß das gegenwärtige Leben nur Vorbereitung zu einem ewigen Leben sey, in dem sich jeder Uebellaut in die schönste Harmonie auflösen werde!

Schluß. Diesen Menschen, m. L.! wollen wir nicht gleich seyn. Wir wollen das viele Gute, das uns die Güte Gottes schon zu Theil werden ließ, nicht übersehen, wir wollen bey ihm stehen bleiben, und es so lange betrachten, bis unser Herz davon gerührt wird, bis es uns gleichsam die Worte zuruft: So viel hat Gott an dir gethan, danke ihm dafür; so viel hat Gott an dir gethan, schenke dagegen seinen Gebothen willigen Gehorsam; so viel hat Gott an dir gethan, es ist ein Beweis, daß er dich auch fernerhin nicht ohne Wohlthaten lassen werde, traue also auf ihn! — Gott, gütiger Vater im Himmel, erleuchte unsern Verstand, damit wir deine Liebe und Huld gegen uns erkennen, erweiche und rühre unser hartes Herz, damit wir uns nicht durch Undank gegen dich versündigen. Amen.

Am vierzehnten Sonntage nach Pfingsten.

Die sichtbaren Werke der Natur lehren uns die Allmacht, Weisheit, Güte und Vorsorge eines unsichtbaren Gottes erkennen.

Text.

Sehet die Vögel der Luft an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie; seyd ihr nicht besser als sie? Matth. 6, 26.

Der Heiland weiset im heutigen Evangelium seine Jünger auf die Werke der Natur hin, auf die Vögel der Luft, und auf die Lilien auf dem Felde. *Sehet, spricht er, sehet die Vögel der Luft an; sie sehen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie; seyd ihr nicht besser als sie? — Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, sie spinnen auch nicht, und doch war Salomon in aller*

seiner Herrlichkeit nicht einmahl wie eine derselben bekleidet.

Die Absicht, warum der Heiland seine Jünger auf die sichtbaren Werke der Natur, ins besondere auf die Vögel und Feldblumen hinwies, leuchtet aus seinen eigenen Worten deutlich genug hervor. An diesen sichtbaren Werken sollten seine Jünger die Vorsorge eines unsichtbaren Gottes erkennen, und auf sie vertrauen lernen. Aus dem, was Gott für die Vögel und Blumen thue, wie er für sie sorge, sie nähre und kleide, sollten sie den Schluß ziehen, wie vielmehr er für die Menschen, die besser als vernunftlose Dinge seyn, thun werde, wie weit größer seine Sorge seyn müsse, die Menschen zu ernähren zu kleiden, daß mithin bange Nahrungssorgen überflüssig wären.

Der Heiland glaubte also, daß das der beste und leichteste Weg sey, auf dem man zu dem Glauben an eine göttliche Vorsehung gelange, wenn man fleißig auf die Werke der Natur, die vor unsern Augen da liegen, hinsehe, wenn man sie aufmerksam betrachte, und recht über ihre Einrichtung und Beschaffenheit nachdenke. Und so ist es auch: **Das Sichtbare lehret uns die Vorsorge des Unsichtbaren.**

Aber nicht nur die göttliche Vorsorge, auch die übrigen Eigenschaften und Vollkommenheiten Gottes entdecken wir auf diesem Wege. Aus der Einrichtung und Beschaffenheit der vorhandenen erschaffenen Dinge leuchtet jede *) Eigenschaft Gottes, sei-

---

*) Nähmlich jede physische. Mit den moralischen Eigenschaften Gottes, z. B. mit seiner Heiligkeit werden wir durch das Sittengesetz bekannt gemacht.

ne Allmacht, seine Weisheit und Güte deutlich hervor. Sollten wir deßhalb nicht auch einmahl eine Betrachtung darüber anstellen? Sollten wir nicht dem Heilande Gehör geben, und folgen, wenn er uns zurufet: Betrachtet die Werke der Natur, sehet auf die Vögel der Luft, merket auf dir Lilien auf dem Felde?

Ja, wir wollen dem Heilande folgen, und eine Betrachtung über die kunstvolle und wunderbare Einrichtung und Beschaffenheit der erschaffenen Dinge anstellen! Wir wollen ihm Gehör geben, und in den sichtbaren Werken der Natur die Spuren eines allmächtigen, weisen, gütigen und Alles versorgenden Gottes aufsuchen!

Der sichtbaren Werke in der Natur sind aber unzählig viele, wir wollen sie also ordnen, und wollen

Die Einrichtung und Beschaffenheit

1) Des Erdbodens,
2) Der Pflanzen,
3) Der Thiere,
4) Des Menschen, und
5) Des gestirnten Himmels

betrachten.*) Seyd recht aufmerksam.

*) Der Prediger erschrecke nicht, wenn er hier eine Predigt erblicket, die 5 Theile hat. Will er, was ich sage, brauchen, so muß es ja nicht in einer, es kann füglich in zwey Predigten geschehen. Auch werde ich mich kurz fassen. Noch bemerke ich, daß ich hierzu das vortreffliche Werkchen des gelehrten Fenelons: „Demonstration de l'existence de Dieu," benutzt habe.

I.

Gott ist nicht fern von einem jeden unter uns, jeder greifet ihn gleichsam mit Händen; denn alle Werke der Natur zeigen uns ihn. Was scheint geringer zu seyn, als der Erdboden, jeder tritt ihm mit Füßen, und doch wie bewunderns-würdig ist seine Einrichtung und Beschaffenheit? Wäre er härter, so könnte kein Mensch in ihn hineingraben, und ihn bauen; wäre er weicher, so könnte er uns nicht tragen, wie im Schlamme würden wir auf ihn versinken. Wie groß ist seine Fruchtbarkeit? Aus seinem Schooße erhalten wir alle die Güter, welche wir brauchen, und je mehr wir in seinem Eingeweide wühlen, desto freygebiger ist er gegen uns. Er hört nicht auf fruchtbar zu seyn. Nach so vielen tausend Jahren, seit welchen Alles aus ihm genommen worden, und Alles von ihm hergekommen ist, ist er noch nicht abgenutzt, was er im Anfange hervorbrachte, bringt er noch hervor. Bringt er Disteln und Dornen statt schönen Kornernten und Weinlesen hervor, so ist nicht er, sondern die Faulheit der Menschen daran Schuld. Keine Erdart ist ganz unfruchtbar, jede hat ihre besondere Eigenschaften, nicht allein die schwarze und fette Gartenerde, auch das leimigte und sandigte Land vergilt dem Menschen seine Arbeit und Mühe. Er wird nie alt. Alles altert und stirbt, tausend und tausend Geschlechter hat er schon in seinen Schooß aufgenommen, er wird mit jedem Frühlinge wieder jung. Wie wunderbar ist seine Verwandlung? Er ist ein unförmlicher, gering geachteter Klumpe, nimmt aber alle, auch noch so verschiedene Gestalten an, verwandelt

sich in tausenderley schöne Dinge, welche unsere Augen und alle Sinne ergetzen; er wird zu Aesten, Knospen, zu Blättern, Blumen und Samen. Wie schön und nützlich sind die Unebenen, die Erhöhungen und Vertiefungen auf ihm? Hier ein Thal, ein Ackerfeld und Wiesengrund, da ein Hügel mit Weinbergen gekrönt, dort ein Berg, welcher seine Spitze mit Eis bedeckt bis in die Wolken erhebt. Wie groß sind endlich die Wunder, welche man im Innern des Erdbodens antrifft? Man ist noch nicht gar tief in ihn eingedrungen, aber doch würdet ihr erstaunen, wenn ich hier nur etwas von den unterirdischen Höhlen, Gängen, Flüssen und Seltenheiten erzählen könnte.

Und wer ist nun derjenige, welcher den Erdboden so eingerichtet hat? Wer gab ihm die gehörige Härte und Weichheit? Wer legte die stets fruchtbare Kraft in ihn? Wer erhält ihn jung, wo sonst alles altert? Wer macht, daß er so verschiedene Gestalten annimmt, und bald Gras, bald Blume, bald Bäume und Blüthe und Frucht wird? Wer bildete die Thäler, die Hügel und die Berge auf ihm? Und wer wirkte die Wunder in seinem Innern? Muß das kein allmächtiges, kein unendlich weises und gütiges Wesen seyn, welches alles dieses gethan hat? —

Lasset uns nun die Pflanzen betrachten, die der Erdboden hervorbringt.

II.

Wenn schon der Erdboden an sich wunderbar ist, so sind es die Gewächse, welche er hervorbringt, noch viel mehr. Wer erstaunt nicht vorerst über die

große Mannigfaltigkeit derselben? Wo nur immer unser Auge sich hinrichtet, erblickt es tausend und tausenderley Gewächse: dort einen Wald von hundertjährigen Eichen und Buchen, hier Felder bedeckt mit unzählbaren Kornähren, da Hügel und Berge bepflanzt mit Weinreben, neben uns Obst- und Gemüsegärten, dann Wiesen und Kleeäcker geziert mit tragbaren Bäumen, mit Küchenkräutern und allerhand Gräsern. Da ist fast kein Ort, wo keine Pflanze wächst. Den Boden des Waldes, die Bäume, sogar die Felsen bedeckt das Moos. Die Mauer hinan windet sich der Epheu. Am Ufer der Bäche, Flüsse und Ströme schießen nützliche Rohre und Schilf hervor; selbst auf dem Wasser wachsen und schwimmen mancherley Pflanzen. Bis dreyßig tausend Arten von Gewächsen sind Naturforschern bekannt, und doch sagen sie, daß es der unbekannten noch fünf Mahl mehr geben müsse. Und wer beschreibt die Anmuth, die Reitze und Schönheit so vieler dieser Gewächse? Nein! nicht beschreiben, nur anschauen und bewundern kann man sie. Ein blühender Baum, eine Wiese mit wild wachsenden Blumen von jeder Farbe, ein Blumenbeet von Nelken oder Tulpen übertreffen alle Kunst des Mahlers. Wie kunstvoll ist die innere Einrichtung der Gewächse? Vermöge dieser kunstvollen Einrichtung ziehen sie den für sie tauglichen Nahrungssaft aus der Erde und Luft. Vermöge dieser Einrichtung wird der eingesogene Nahrungssaft gehörig verarbeitet, und durch die feinsten Röhrchen in alle Theile getrieben. Vermöge dieser Einrichtung wachsen sie, treiben sie Blüthen, Früchte und Samen. Vermöge dieser Einrichtung weisen viele mit einer bewunderns würdigen Schnell-

kraft die reifen Samenkörner um sich her, damit diese Boden finden, keimen, und so ihr Geschlecht erhalten wird. Wie groß ist der Nutzen der Pflanzen? Aus dem Pflanzenreiche erhalten wir die gesundeste mannigfaltigste Nahrung. Aus ihm bekommen wir den Stoff zu Kleidern. Aus ihm erhalten wir die Materialien zum Bauen, zum Brennen, und zur Verfertigung verschiedener Hausgeräthe. Aus ihm erhalten wir auch die heilsamsten Arzneyen, kurz alles, was uns zur Nothdurft, Bequemlichkeit und zum Vergnügen dienet. Ohne die mancherley Gewächse könnten weder wir, noch die Thiere leben, und ohne sie würde die Erde völlig unbewohnbar seyn.

Wer ist es nun, der so mannigfaltige Gewächse aus dem Erdboden hervorbringet? Wer schmücket sie mit Anmuth und Schönheit? Wer bauet und richtet sie so kunstvoll ein? Wer befiehlt, daß sie dem Menschen und den Thieren so viele Vortheile bringen? Thut dieses nicht eine höhere Macht, nicht eine unsichtbare Weisheit und Güte? —

Doch es ist Zeit, daß wir zur Betrachtung der Thiere übergehen.

III.

Es gibt unzählige Arten von Thieren. Einige unter ihnen haben zwey, andere vier, andere noch viel mehr Füße. Einige gehen, einige kriechen, andere schwimmen, noch andere gehen, fliegen und schwimmen zugleich. Da ist kein Winkel des Erdbodens, da kein Element, welches nicht seine lebendigen Bewohner hätte. Die Erde, die Luft und

das Wasser wimmeln von Bürgern, selbst das Feuer hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, seine lebenden Geschöpfe. Man braucht nur die Zahl der bekannten verschiedenen Thierarten zu hören, um darüber in Erstaunen gesetzt zu werden. Die Naturforscher sagen, daß man sie auf achtzehn bis zwanzig Tausend ansetzen dürfe. Und jetzt erst die unbekannten? Sie sind, wie ich schon sagte, unzählig, überhaupt mag es sieben Millionen Arten von Thieren geben, die Land, Meer und Luft beherbergen.*) Welch eine Zahl? Wie groß müßte wohl die Zahl seyn, welche alle und jede Thiere jeder Art zusammen umfaßte und ausdrückte? Wie kunstvoll ist der Leib der Thiere jeder Art gebauet und eingerichtet? Und zugleich wie zweckmäßig? Anders ist der Leib der Fische, anders der Leib der Vögel, anders der Leib der vierfüßigen Thiere, und anders der Leib der kriechenden Thiere eingerichtet; aber alle Mahl so, daß das Thier sich geschickt bewegen, seine Nahrung zu sich nehme, sich vertheidigen, sich und sein Geschlecht erhalten kann. Die Floßfedern der Fische haben harte und trockne Spitzen, welche das Wasser durchschneiden; aber nichts davon in sich einziehen, auch im geringsten nicht schwerer werden, wenn man sie naß machet. Die Flügel der Vögel sind wie Ruder, welche die Luft theilen, und damit ihr Körper leichter durch die Fluthen der Luft durchgeführt werden könne, ist er wie ein Schiff gebildet. Die vierfüßigen Thiere, z. B. die Löwen haben große Muskeln an den Schultern, an den Lenden, und den Bei-

---

*) Gaspari's physische Geographie, Seite 336.

nen, damit sie sich leicht bewegen können, und stark und fertig sind. Die kriechenden Thiere dehnen sich aus und ziehen sich wieder zusammen durch die Bewegungen ihrer Muskeln. Sie umkriechen, umfassen, schließen und hängen sich an die Körper, welche ihnen vorkommen. Besonders merkwürdig sind die Kunsttriebe der Thiere. Wer bewundert z. B. nicht das Zellengebäude der Bienen? Das sanft und niedlich gebaute Nest des Vogels? Der Biber geht bis an das tiefeste Ufer einer See, und bauet sich daselbst eine Wohnung, um welche er einen Damm machet, damit sie das Wasser nicht überschwemmen kann. Der Maulwurf durchbohret mit seinem spitzigen und scharfen Rüssel auch das härteste Erdreich in einem Augenblicke, um sich einen Sitz unter der Erde zu bereiten. Der Fuchs gräbt sich in der Erde zwey Ausgänge, damit er nicht so leicht gefangen werde, sondern den Nachstellungen des Jägers entkommen möge, u. s. w.

Nun woher diese Thiere? Wer ist es, der ihnen Leben und Daseyn gab? Wer schuf sie in so ungeheurer Menge? Wer bauete ihren Leib so meisterhaft? Wer legte die bewundernswürdigen Kunsttriebe in sie hinein? Kann das ein blindes Ungefähr? Muß das nicht das Werk einer Allmacht, einer Weisheit, einer Vorsicht und Güte seyn?

Wir wollen nun zum edelsten aller Geschöpfe, zum Menschen übergehen.

IV.

Alles an dem Menschen ist wunderbar. Wenn ich den Ausspruch thun sollte, sagt ein gewisser

Schriftsteller, ob unser Weltgebäude oder der menschliche Leib mit mehr Kunst und Weisheit erbauet und eingerichtet sey, so würde ich zweifeln, ob meine Entscheidung zum Vortheile des erstern ausfallen würde. Und er hat recht, der Schöpfer hat hier das Siegel seiner Allmacht und Weisheit auf sein Werk gedruckt. Man sehe nur den Leib an, wie an demselben die Knochen das Fleisch halten, und wie sie von demselben wieder umgeben werden! Man betrachte die Spannadern und Nerven, welche ihm die große Kraft geben, die er hat! Man sehe, wie die Knochen und Gebeine in gewisser Weite von einander gesetzt sind, wie sie ihre Fugen haben, wodurch sie in einander gehen, und sich bewegen können, wie sie durch Nerven und Spannadern fest an einander geknüpft sind! Was gibt es, daß sich so leicht und auf alle Weise beweget, wie unser Körper? Was kann sich, wie er, gerade oder krumm machen, steif halten oder biegen? Man betrachte das Gehirn, aus dem die Lebensgeister kommen! Diese sind so fein, daß man sie nicht sehen kann, doch sind sie wahrhaft da, und von so großer Wirkung, daß alle Bewegungen und Kräfte ihnen zugeschrieben werden müssen. Sie lassen sich in einem Augenblicke bis an die äußersten Glieder abschicken. Sie laufen bald ganz stille und mit einer Gleichförmigkeit fort, bald, nachdem es die Noth erfordert, stoßen sie unordentlich und heftig zu, und verändern auf eine unendlich vielfache Weise die Stellungen, die Geberden und andere Verrichtungen des Leibes. Man betrachte die Haut, welche das Fleisch an dem menschlichen Körper bedecket! Wenn diese Haut, welche das Fleisch den Augen so angenehm machet, und mit so lieblichen

Farben vorstellet, nicht da wäre, so würde eben dieses Fleisch gräßlich anzusehen seyn, und Abscheu erregen. Diese Haut ist da dünn und zart, dort härter und dicker. Viel dicker z. B. ist sie an der Fußsohle, als am Gesichte, viel dicker hinten am Kopfe, als vorne. Sie ist allenhalben, wie ein Sieb, durchlöchert; aber obgleich der Schweiß und die Ausdünstungen durch diese Löcher der Haut herausdringen, so dringet doch das Blut niemahls durch sie durch. Wäre die Haut nicht so zart, so könnte das Blut nicht durchscheinen, und dem Gesichte keine so lebhafte, angenehme und liebliche Farbe geben. Wäre sie zugleich nicht so dicht, so würde das Gesicht ganz blutig und wie geschunden aussehen. Man sehe und betrachte den Mund! Er ist mit den Werkzeugen versehen, die verschiedenen Nahrungsmittel zu zermalmen, und ihnen die erste Zubereitung zu geben, damit sie in einen solchen Saft verwandelt werden können, der geschickt ist, unsern Körper zu ernähren und zu erhalten. Die Zähne zerbrechen das Harte. Die Zunge, Lippen und Wangen mischen es zu einem Breye unter einander; und damit die hierzu gehörige Flüssigkeit dem Munde nicht fehlen möchte, so ward er selbst nicht allein mit verschiedenen Drüsen versehen, die, wenn sie durch eine Bewegung gereitzt werden, eine Feuchtigkeit von sich geben; sondern nahe bey jedem Ohre ward auch noch eine Quelle von Säften angelegt, welche sich durch besondere Canäle durch die Wangen einen Weg in den Mund bahnen, so oft dieselben bey dem Kauen bewegt werden. Diese beyden Ohrendrüsen sind die Brunnen des Speichels, welcher vermöge seiner Steifartigkeit die Speistheilchen auf das innigste mit einander ver-

mischt. O, ich würde gar nicht fertig werden, wenn ich nur das Wenigste von dem Kunstbaue des menschlichen Leibes, geschweige wenn ich nur etwas von der Seele des Menschen sagen wollte! Hat David nicht recht, wenn er bethet: Wunderbar, o Gott! bin ich gemacht, ja, wunderbar bereitet, das erkennet meine Seele wohl?

Wer ist es, der unsern Leib so kunstvoll bauete? Ich bin eine Mutter, sagte dort eine Makkabäerinn zu ihren Kindern, und habe euch geboren; aber das Leben und den Odem habe ich euch nicht gegeben, auch euere Gliedmaßen nicht gemacht, Makk. 7, 22. Wer hat ihm die große Gelenkigkeit und Stärke gegeben? Wer ihn mit den Lebensgeistern versehen? Wer ist es, der wußte, die Farben so zu mischen, daß sie eine so schöne Fleischfarbe geben, worüber alle Mahler sich verwundern, und die auch der geschickteste aus ihnen nur unvollkommen nachmachen kann? u. s. w.

Lasset uns jetzt unsere Augen ein wenig von der Erde und ihren mancherley Geschöpfen wegwenden, und zum gestirnten Himmel empor heben!

V.

Ueber unserm Haupte sehen wir ein großes, prächtiges Gewölbe, an dem sich viele und mannigfaltige Dinge zu unserer größten Verwunderung wahrnehmen lassen. Bald sehen wir einen dunkel blauen Himmel, aus dem die heitersten Strahlen hervorblicken; bald schauen wir am gemischten Gewölke die angenehmsten Farben, welche so künstlich

vertheilt sind, daß keine Kunst des Mahlers sie nachzumachen im Stande ist. Bald bemerken wir Wolken von allerhand Bildungen, und zwar von mancherley der lebendigsten Farben, welche in einem Augenblicke diese ihre Zierath mit den lieblichsten Veränderungen des Lichtes verwechseln. Sehet dort stehet die Sonne, um welche sich unsere Erdkugel mit noch sechs *) andern Planeten regelmäßig herumdrehet! Ihr gütiges Angesicht macht alles, wohin es sich wendet fruchtbar. Sie ist gerade in der gehörigen Weite von uns entfernet. Wäre sie näher bey uns, so würde sie durch ihre Hitze die ganze Erdkugel entzünden. Wäre sie weiter von uns, so würde die Erde voll Eis seyn, und alles auf ihr erfrieren. Sehet, da stehet der Mond, der uns sein sanftes Licht zuschicket, und unsere Nacht erhellet! Sehet dort zittern tausend und tausend Sterne, alle sind große und ungeheure Weltkörper, alle sind Sonnen, wie unsere Sonne, die andern dunkeln Körpern, die wir nicht sehen, Licht und Wärme ertheilen, wie unsere Sonne unserer Erde! Alle Himmelskörper bewegen sich nach der schönsten Regel und in der größten Ordnung. Die Sonne weiß, sagt die Schrift, an welchem Orte sie täglich auf- und untergehen soll. Aus dieser regelmäßigen Bewegung entstehen die verschiedenen Jahreszeiten, deren Wechsel uns so

---

*) Nach den neuesten Entdeckungen mit noch neun andern Planeten. Denn zu den sieben bekannten sind in unsern Zeiten noch drey andere: die Ceres Ferdinandea, die Pallas und Juno entdeckt worden.

angenehm ist. Der Frühling legt den kalten Winden Stillschweigen auf, läßt die Blumen entsprossen, und die Bäume blühen, und machet uns Hoffnung zu künftigen Früchten. Der Sommer schenkt uns eine reiche Ernte. Der Herbst reichet uns die Früchte dar, welche uns von dem Frühlinge sind versprochen worden. Der Winter ist gleichsam eine Nacht, in welcher die Natur ausruhet, sich erhohlet, um uns im kommenden Frühlinge ihre Schätze wieder aufs Neue zu geben. So stellet uns die Natur, auf so unterschiedliche Weise geputzet, eine Schönheit um die andere dar, und läßt uns so nie Zeit, des Gegenwärtigen, das wir haben, überdrüßig zu werden.

Welche Hand hat nun den Himmel gewölbt? Welche ihn mit so viel Pracht ausgestattet? Wer hat die Sonne gleichsam im Mittelpuncte der Welt gegründet, so daß sie, wenn ich so sagen darf, das Feuer, der Herd, oder das Herz der Welt seyn muß? Wer lehret die Himmelskörper ihre Bahnen in der schönsten Ordnung durchlaufen? Wer macht, daß die Jahreszeiten so ordentlich und so beständig auf einander folgen? — Kann das Alles das Werk eines blinden Ungefährs seyn? Hat die Schrift nicht recht, wenn sie sagt: Nur Thoren sprechen in ihrem Herzen es ist kein Gott? Hat sie nicht recht, wenn sie sagt: Die Himmel verkündigen die Herrlichkeit Gottes, am Firmamente steht sein Nahme geschrieben?

Schluß. Alles also, m. L.! Alles prediget uns einen Gott, alle Dinge um uns her, weisen uns auf seine Allmacht, Weisheit, auf seine Güte

und Vorsorge hin. Ja, der Gott, auf dessen Daseyn und Eigenschaften uns der nothwendige Glaube an eine sittliche Weltordnung hinweiset, dieser Gott ist auch sichtbar in allen Werken der Schöpfung! So kurzsichtig, wie die Augen des Maulwurfs, müßten unsere Augen seyn, wenn wir dessen Spuren in den Dingen um uns her, in denen so viele Ordnung, Mannigfaltigkeit, Schönheit und Zweckmäßigkeit herrschet, nicht sehen sollten! O, lasset es uns angelegen seyn, diesen Gott immer besser und besser kennen zu lernen! Unbeweglich lasset uns an ihn, als an unsern Felsen, an unsere Burg und Hort, halten! Mehr als Alles lasset uns ihn lieben, lieben über Alles durch die Beobachtung seiner heiligen Gebothe! Amen.

Am Kirchweihfeste.

Es ist ein Glück für uns eine Kirche zu haben.

Text.

Heute ist diesem Hause Heil wiedrfahren, Luk. 19, 9.

Heute ist diesem Hause Heil wiederfahren, sagte Jesus, nachdem er in dem Hause des Zachäus eingekehrt war, und nachdem er diesen Mann durch die Liebe und Güte, mit der er ihn behandelte, und die schönen Lehren, die er allenthalben vorzutragen gewohnt war, zum Entschlusse gebracht hatte, seine bisherige ungerechte Lebensart zu verlassen, die verübten Ungerechtigkeiten gut zu machen, und forthin einen rechtschaffenen Lebenswandel zu führen. Und in der That, ein größeres Glück hätte dem Hause des Zachäus nicht widerfahren können! Welches Glück ist für einen Menschen größer, als dieses, wenn er von der Sündenbahn, auf der er seinem Verderben entgegen eilet, durch irgend ein Ereigniß zu-

zurück gehalten, und auf den Weg der Tugend hingeleitet wird.

Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, diese Worte nimmt die katholische Kirche dem Heilande von dem Munde, und wendet sie am Kirchweihfeste auf die Kirche, auf den Ort der öffentlichen Gottesverehrung, oder vielmehr auf die Besitzer dieser Kirche an. Und sie will uns damit belehren, daß die Glieder einer christlichen Gemeinde glücklich seyn, wenn sie in ihrem Orte eine Kirche besitzen, welche ihre fromme Vorfahren aufgebauet haben, und welche der Bischof eingeweihet, oder zum Orte der gemeinschaftlichen Gottesverehrung bestimmet hat.

Die Kirche hat auch Recht, uns am Kirchweihfeste die Worte des Heilandes: Heute ist diesem Hause, den Besitzern dieses Hauses der Gottesverehrung, Heil widerfahren, zuzurufen; denn wirklich ist es ein Glück für uns, eine Kirche zu haben. Die Christen erkannten dieses Glück zur Zeit, da ihnen die Erlaubniß Kirchen zu bauen gegeben ward. Die Lustbarkeiten, welche sie bey der Einweihung einer neu gebauten Kirche damahls anstellten, waren nichts anders, als Ausbrüche ihrer Freude über das Glück, eine Kirche zu haben, und dem Gottesdienste ungehindert darin obliegen zu dürfen.

Wir haben vielleicht noch niemahls daran gedacht, daß es ein Glück für uns sey, daß wir eine Kirche haben. Zwar ist das Kirchweihfest für uns auch ein Freudenfest: sind aber unsere Lustbarkeiten an demselben wohl Aeußerungen unserer Freude über das Glück eine Kirche zu haben?

Ich will euch heute darauf aufmerksam machen, wie glücklich wir seyn, daß wir eine Kirche haben.

Ich sage:

Es ist ein Glück für uns, eine Kirche zu haben,

1) Weil die Kirche der Ort ist, wo wir über unsere Pflichten belehret werden,
2) Weil die Kirche der Ort ist, wo unsere religiösen Gefühle genährt und gepflegt werden.

Seyd recht aufmerksam, damit ihr das Glück, in dessen Besitz ihr seyd, gehörig schätzen lernet.

I.

Ein Mensch ohne eine deutliche Kenntniß seiner Pflichten gleicht einem Reisenden, der sich in einer ihm unbekannten Gegend an einem Scheidewege befindet: Wie leicht kann es geschehen, daß ein solcher den unrechten Weg einschlägt, und dann in der Irre herumläuft? Er gleicht einem Blinden außer seinem Hause, dessen Gänge und Stiegen er nothdürftig durch seinen Gefühlsinn hat kennen gelernt: Wie bald stößt ein solcher in der Finsterniß sich an einen eckigen, harten Gegenstand, und thut sich wehe? Eben so leicht geht ein Mensch, der keine deutliche Kenntniß seiner Pflichten hat, irre, verstößt sich gegen die heiligsten Rechte seiner Mitmenschen, und ziehet sich über dieses tausend Unannehmlichkeiten zu. Ich

kann mir keinen unglücklichern Menschen denken, als den, der nicht weiß, was er als Mensch thun soll. Entweder geht er gedankenlos durch die Welt, folgt bloß, wie das Thier, dem blinden Anstoße seiner Sinnlichkeit, und hat dann auch nur wenig vor dem Thiere voraus. Oder er denkt, urtheilt, macht einen Unterschied zwischen gut und böse, ist aber in einer beständigen Verlegenheit, weil er nicht weiß, was gut, was böse ist, was er thun, und was er nicht thun soll.

Es hat zwar jeder Mensch an seiner Vernunft ein Licht, das ihm den dunkeln Pfad durchs Leben beleuchtet, ihm die gerade Straße und die vielen Irrgänge zeiget. Allein wie schwach leuchtet dieses Licht bey jenen, die keinen Unterricht genießen, die sich selbst überlassen bleiben? Dieses Licht muß erst, wenn es helle leuchten soll, an dem Lichte jener angezündet werden, welche ihre Vernunft ausgebildet haben. Die Erfahrung aller Zeiten hat es gelehret, daß ohne Unterricht nicht viel aus dem Menschen wird. Warum haben von jeher weise und gutgesinnte Männer Schüler um sich her versammelt, und ihnen ihre Erfahrungen und Kenntnisse mitgetheilt? Warum hat Jesus allenthalben Menschen aufgesucht, und ihnen seine Lehre vorgetragen? Weil sie wußten, daß man der menschlichen Vernunft durch Unterricht zu Hülfe kommen müsse.

Unserer Vernunft ist man frühzeitig zu Hülfe gekommen. Wir leben in einem wohl eingerichteten Staate, in welchem jedes Dorf seine Schule hat. In diesen Schulen sucht man die gleichsam schlummernde Vernunft im Kinde zu wecken, und die Denkkraft im jungen Menschen zu üben. In diesen

Schulen werden die nothwendigsten, allen Menschen unentbehrlichsten Lehren vorgetragen. Wir haben in unserer Jugend die Schule besucht, und ihren Unterricht genossen.

Aber dieser Unterricht, so wohlthätig er auch für uns war, war nicht hinreichend, uns zu einer deutlichen und vollständigen Kenntniß unserer Pflichten zu verhelfen. Man kann das Kind eigentlich nur mit den Pflichten bekannt machen, welche ihm selbst in seinem engen Kreise zu erfüllen obliegen. Was man ihm auch von den Pflichten eines Vaters, eines Ehemannes, eines Bürgers sagen mag, das gleitet von seiner Seele ab, begründet keine lebendige und dauerhafte Erkenntniß, weil es sich noch nicht in die mancherley Verhältnisse eines Vaters, eines Ehemannes und Bürgers hineindenken kann. Da ich noch ein Kind war, sagt Paulus, dachte ich wie ein Kind, 1. Kor. 13, 11. Und eben deßhalb, weil wir in der Schule noch wie Kinder dachten, konnte man uns auch den Unterricht noch nicht geben, welcher für das reifere Alter nothwendig ist.

Den Unterricht über unsere Pflichten, den uns die Schule nicht geben konnte, erhalten wir in der Kirche. In der Kirche wird uns das Evangelium Jesu Christi vorgelesen. Und gibts wohl eine Lehre, die uns unsere Pflichten besser, faßlicher und eindringender vorträgt, als die Lehre Jesu Christi? Was uns im Evangelium dunkel bleibt, und was in ihm nur kurz berührt ist, das macht uns der Prediger durch seinen Vortrag deutlich, und das kurz Berührte führt er weiter aus. Er redet bald von dem, bald von jenem, wie

der Inhalt des Evangeliums die Veranlassung und Gelegenheit dazu gibt, und da gibt es kaum eine Pflicht, von welcher im Jahre in den Predigten und christlichen Lehren nicht ein Mahl gesprochen wird. Bald führt er uns auf unser Feld oder in unsere Werkstätte, und lehret uns, wie wir treu und fleißig seyn sollen in unserm Berufe. Bald erinnert er uns an das süße Verhältniß der ehelichen Gesellschaft, und empfiehlt uns Liebe und Sanftmuth in der Behandlung unsers Ehegatten. Bald stellt er uns unsere Kinder vor die Augen, und zeigt uns, wie wir sie durch Lehre und Beyspiel zum Guten erziehen sollen. Bald macht er uns aufmerksam auf den Handel und Wandel der Menschen, und rühmt die Gerechtigkeit. Bald stellet er uns Keuschheit, Mäßigkeit als Tugenden vor, ohne welche der Mensch unter die Classe der Thiere hinabsinkt. Und wenn sich auch bey dem Leichtsinne, der Unachtsamkeit, der Gedankenlosigkeit und dem Weltsinne so vieler Menschen nicht erwarten läßt, daß seine Lehren bey allen Zuhörern fruchtbar seyn werden; so finden sie doch hier und da bey einigen guten Boden, schlagen Wurzeln, und tragen hundertfältig Frucht. Würde nicht der größte Theil der Menschen verwildern, würden nicht Sünden und Laster in der Welt überhand nehmen, wenn die Kirchen geschlossen würden, und wenn der Unterricht, der in ihnen gegeben wird, aufhörte? — Es ist also ein Glück für uns, eine Kirche zu haben, in welcher uns der Unterricht über unsere Pflichten gegeben wird.

Eine Kirche zu haben, ist aber auch deßwegen ein Glück für uns, weil in ihr unsere religiösen Gefühle genährt und gepflegt werden.

II.

Unsere Pflichten sind heilig, so bald wir sie kennen, so bald nöthigen sie uns, sie hoch zu achten, und wir können nicht anders, wir müssen gestehen, daß wir ihnen Gehorsam schuldig seyn. Kann es das Kind läugnen, daß es schuldig sey, seinen Aeltern dankbar zu seyn? Können wir es läugnen, daß wir schuldig seyn, keusch zu leben?

Bey aller Hochachtung aber, die uns die Heiligkeit unserer Pflichten abnöthiget, und bey dem deutlichsten Bewußtseyn zu ihrer Beobachtung verbunden zu seyn, werden wir doch gar oft versucht, sie zu verletzen. Wo ist der Mensch, welcher sagen kann, er sey noch nicht zur Verletzung seiner Pflicht gereitzt worden? Unsere Pflicht nähmlich gebiethet strenge, sie sagt: Thue das, was recht und gut ist, wenn es dir auch schwer fällt, wenn es dir auch Schweiß, Aufopferung und Ueberwindung kostet. Dagegen sträubt sich unsere Sinnlichkeit, und fordert ungestüm nur das zu thun, was den Schmerz entfernet, und Lust gewähret. Und so leben wir mit uns selbst in beständigem Kampfe. Wer wird uns Kraft, Muth und Stärke geben, die pflichtwidrige Forderung unserer Sinnlichkeit abzuweisen, und der Pflicht in allwege treu zu bleiben?

Und selbst aus der Beobachtung unserer Pflicht entstehet oft viel Unangenehmes für uns. Wir haben die Folgen unserer Handlungen nicht in unserer Ge-

walt, oft entstehet aus ihnen das gerade Gegentheil von dem, was wir beabsichtigten. Auch Pflicht und Treue bewahren uns nicht vor Unglück und Leiden. Was beruhiget uns, wenn aus dem Guten, welches wir thun, Unangenehmes für uns entspringt?

Die Religion, m. L.! ist es, welche uns Kraft und Stärke gibt, und uns Muth einflößet, der Versuchung zum Bösen zu widerstehen, unserer Sinnlichkeit wehe zu thun, und der Pflicht treu zu bleiben. Die Religion ist es, welche uns über die Folgen unserer Handlungen beruhiget. Die Religion ruft uns zu: Es ist ein gerechter Gott, welcher dem Menschen in einem künftigen bessern Leben die Mühe und Aufopferungen, welche ihn die Pflichterfüllung kostet, vergütet. Es ist ein Gott, welcher mit allmächtiger Hand die Folgen der pflichtmäßigen Handlungen so lenket, daß am Ende nichts als Gutes für den Gerechten aus ihnen entspringen kann.

Und so gründet die Religion in unserm Herzen die Gefühle der Hoffnung und des zuversichtlichen Vertrauens, welche dem Tugendhaften den Sieg über die Reitzungen der Sinnlichkeit möglich machen, und ihm denselben erleichtern.

Aus diesen Gefühlen der Hoffnung und des Vertrauens gehen noch andere Gefühle, die Gefühle der Ehrfurcht, der Liebe und der Dankbarkeit gegen Gott hervor. Sollte man keine Ehrfurcht gegen jenes Wesen haben, das mit Allmacht und Weisheit alles so ordnet, leitet und regieret, daß aus dem Guten nur Gutes entspringet? Sollte man ein solches Wesen nicht auch lieben, ihm nicht auch dankbar seyn müssen?

Diese Gefühle, wenn sie für unsere Tugend wirksam seyn sollen, müssen immer lebendig erhalten

werden, und beständig neue Nahrung empfangen. Und dieses geschieht in der Kirche. In der Kirche werden unsere religiösen Gefühle genährt und gepfleget. Unterricht, Gebeth und Gesang, das alles trägt zu ihrer Erhaltung, Belebung und Stärkung bey. Wenn uns der Religionslehrer aus der Einrichtung der Welt, und aus unserer eigenen sinnlichen und zugleich sittlichen Natur zeiget, daß ein Gott seyn müsse, und uns dann an die Worte Jesu erinnert: „Kein Sperling fällt vom Dache, und kein Haar von euerm Haupte, ohne den Willen und das Vorherwissen euers himmlischen Vaters,“ muß das unsern Glauben an Gott nicht beleben, unserm Vertrauen auf seine göttliche Vorsehung nicht neue Nahrung geben? und muß dieses unser Vertrauen nicht noch mehr gestärkt werden, wenn er uns das Beyspiel unsers göttlichen Religionsstifters vorhält, der felsenfest auf Gott vertraute, der nie zweifelte, nie zagte, der sterbend noch rief: Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist? Muß sich unsere Hoffnung nicht aufrichten, wenn er uns die Aussicht in ein besseres Leben jenseits des Grabes eröffnet, und uns die Worte Jesu zurufet: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen? Muß unsere Ehrfurcht gegen Gott nicht wachsen, wenn er uns auf die Heiligkeit Gottes aufmerksam macht, und uns mit den Worten des heil. Johannes sagt: Gott ist ein Licht, und keine Finsternisse sind in ihm? Muß das unsere Liebe nicht entzünden, unser Herz nicht zum Danke stimmen, wenn er uns die Wohlthaten Gottes, die so zahlreich sind, als der Sand am Meere, vor die Augen bringet, und zu unserer Seele

spricht: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn selbst für uns dargegeben hat? Und wenn er am Altare die Hände zu dem Gott empor hebet, zu dem wir mit einer ganzen Versammlung bethen: „Vater Unser!" muß es uns da nicht warm ums Herz werden? Muß nicht die bange Sorge uns fliehen, wenn wir gemeinschaftlich, wie aus einem Munde singen: „Gott sorgt für mich, was soll ich sorgen?" u. s. w. Müssen wir nicht Zutrauen zu unsern Kräften bekommen, wenn uns die heil. Sacramente ausgespendet werden, als Zeichen der Wahrheit, daß Gott unserer Schwachheit zu Hülfe komme? — Man müßte noch nie in der Kirche gewesen seyn, oder ein steinernes Herz mit in sie hineingebracht haben, wenn man in ihr beym Unterrichte, Gesange und Gebethe nichts empfunden, nichts gefühlt hätte. Erkalten würden die so seligen Gefühle der Hoffnung, des Vertrauens, verschwinden würden sie die Gefühle der Ehrfurcht, der Liebe und der Dankbarkeit gegen Gott, und mit ihnen unser Eifer im Guten, wenn die Thüren zur Kirche gesperret würden, und die gemeinschaftliche Gottesverehrung unterbliebe. — Es ist also auch deßwegen ein Glück für uns, eine Kirche zu haben, weil in ihr unsere frommen Gefühle genährt und gepflegt werden?

Schluß. Erkennet, m. L.! dieses euer Glück, und freuet euch heute auch über die Wohlthat, welche euch in eurer Kirche durch den Unterricht über eure Pflichten, und durch die Belebung eurer gottseligen Gefühle zu Theile wird! Diese Freude wäre dann so eine Freude in dem Herrn, zu welcher uns der Apostel ermuntert, wenn er schreibt: Erfreuet

euch allezeit in dem Herrn; ich sage es abermahl, erfreuet euch, Philipp. 4, 4. — Und jetzt noch eine Bitte. Soll der Unterricht nützen, so muß er mit lernbegierigem Herzen, und aufmerksam angehöret werden. Und soll in unserer Kirche Erbauung herrschen, so muß vorerst tiefe Stille in ihr herrschen. Höret also den Unterricht mit Lernbegierde und mit aufmerksamer Seele! Vermeidet das Schwätzen, den Tumult, und alles was die heilige Stille unterbricht! Wenn ihr das thuet, dann werdet ihr nie ohne Segen von der Kirche nach Hause kehren. Dann wird man mit Wahrheit sagen können, daß euch durch die Einweihung eurer Kirche, wie dem Zachäus durch die Einkehr Jesu in sein Haus, Heil widerfahren sey. Amen.

Am zwey und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Ob es recht und christlich sey, über die Landesobrigkeit der zu entrichtenden Abgaben wegen so ungehalten zu seyn.

Text.

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, Matth. 22, 21.

Nichts war den Juden mehr zuwider, als daß sie an die Römer, an ihre damahls weltliche Obrigkeit, Abgaben entrichten sollten. Was sie, nach ihrem Gesetze, an den Tempel zu entrichten hatten, das wollten sie gern geben, aber Kopfsteuer an den Römischen Kaiser zu bezahlen, dazu wollten sie sich nicht verstehen. Diese Abgabe zu entrichten hielten sie sogar für unrecht. Ist es, fragten einige aus ihnen, nähmlich die Schüler der Pharisäer mit den Anhängern des Herodes, den Heiland, ist es recht, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Zwar stellten sie diese Frage nur deßhalb an den Heiland, um ihm, wie er auch darauf antwor-

ten möchte, mit seinen eigenen Worten, entweder beym Volke oder beym Kaiser, Verdruß zu machen: allein wir sehen doch aus dieser Frage, wie sehr sie über die Abgabe an den Kaiser aufgebracht waren.

Auch in unsern Zeiten sind Viele über die herrschaftlichen Abgaben sehr aufgebracht. Sie halten zwar ihre Obrigkeit für die rechtmäßige Landesobrigkeit, aber Klagen über Klagen stimmen sie wegen den vielen zu entrichtenden Abgaben an. „Die Herrschaft kann nicht mehr genug bekommen, sagen sie, sie saugt ihren Unterthanen, wie ein Blutegel, das Blut aus. Sie ist nicht Vater, nein! sie ist der Verderber des Vaterlandes.“ Was sie zahlen müssen, zahlen sie bloß aus eiserner Nothwendigkeit, der sie nicht widerstehen können, oft mit verbissenem oft durch laute Flüche geäußertem Unwillen.

Ich weiß es, m. L.! daß sich die Abgaben mit jedem Jahre vermehren, und daß es tausend Unterthanen hart, recht hart ankommt, sie alle zu entrichten. Mit Mühe und Schweiß erwerben sie kaum das Nothwendige für sich und die Ihrigen: womit sollen sie nun die vermehrte Abgaben entrichten?

Ich weiß es auch, daß auch die höchste Landesobrigkeit noch einen Herrn über sich habe, dem sie für jeden Häller, den sie ohne Noth und ohne des Landes Wohlfahrt aus den Unterthanen herauspresset, Rechenschaft, strenge Rechenschaft geben muß.

Allein folget denn daraus, weil es den Unterthanen schwer fällt, so viele Abgaben zu entrichten, daß sie unrechtmäßiger Weise, daß sie ohne Noth,

daß sie nicht zum Besten des Landes gefordert werden? Folget daraus, daß man darüber so ungehalten seyn, und sich allerhand Reden gegen die Obrigkeit erlauben dürfe?

Als christlicher Sitten- und Religionslehrer darf ich zu nichts, was ich für böse halte, schweigen, auch da, wo die Wahrheit nicht gefällt, muß ich ihr Verkündiger seyn. Ich will also heute einmahl untersuchen:

Ob es recht und christlich sey, über die Landesobrigkeit der zu entrichtenden Abgaben wegen, so ungehalten zu seyn.

Ich sage: Es ist nicht recht, über die Landesobrigkeit der Abgaben wegen so ungehalten zu seyn,

1) Weil dieses mit den ausdrücklichen Lehren des Christenthum streitet,
2) Weil sie zum Besten des Vaterlandes überhaupt; und
3) Auch zu unserm Besten ins besondere verwendet werden.

Urtheilt nicht, bis ihr mich erst mit Aufmerksamkeit gehöret habt.

I.

Wenn wir die Lehren des Christenthumes zu Rathe ziehen, so werden wir bald überzeugt werden, daß so laute Klagen über die Obrigkeit der Abgaben wegen, denen ein so großer Unwille, und eine so verstimmte Gemüthsart zu Grunde liegen, nicht können gebilliget werden. Alle Gründe, welche die

Juden gegen die vom Römischen Kaiser geforderte Kopfsteuer zu haben glaubten, achtete der Heiland nicht, er fand sie unzureichend, und sagte geradezu: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Wie der Heiland, so sprachen auch die Apostel. Gebt jedem, schreibt Paulus im Briefe an die Römer, gebt jedem, was ihr ihm schuldig seyd, Steuer, dem Steuer gebührt, Zoll, dem Zoll gebührt, Furcht, dem Furcht, und Ehre, dem Ehre gebührt, 13, 7. Die Vorschriften, welche uns der Heiland und seine Apostel hierüber gegeben haben, hat er auch mit seinem eigenen Beyspiele bekräftiget. Er ließ für sich und dem Petrus den Zinsgroschen, das gewöhnliche Kopfgeld zur Unterhaltung des Tempels bezahlen, Matth. 17, 26. Hier gab er, nach seiner Sprache, was Gott gebührt, und eben so würde er, hätte sich die Gelegenheit dazu gegeben, auch dem Kaiser gegeben haben, was dem Kaiser gebührte. Die Schuldigkeit, die herrschaftlichen Abgaben zu entrichten, ist also eine nach den Lehren des Christenthums ausgemachte Sache. Die ersten Christen erfüllten auch diese ihre Schuldigkeit so genau, daß ihnen die Heiden selbst das Lob, daß sie treue Unterthanen seyen, beygelegt haben.

Diese Lehren des Christenthums über die Entrichtung der Staatsabgaben, darf man auch keineswegs als bloße Klugheitsregeln ansehen, man darf sie nicht so auslegen, als solle man die Abgaben entrichten, um sich keine Unannehmlichkeiten und Strafe ihrer Verweigerung wegen zuzuziehen. Nein, Christus und die Apostel waren keine Klugheitslehrer, sie waren Prediger dessen, was für jeden Menschen unnachläßliche Pflicht ist, ohne Rücksicht auf

Nutzen oder Schaden. Der Apostel Paulus sagt es ja auch ausdrücklich: Es ist nothwendig, daß ihr unterthänig seyd, nicht allein der Strafe, sondern auch des Gewissens wegen, Röm. 13, 5.

Ist es aber eine ausdrückliche Lehre des Christenthums, die angesetzten Abgaben zu entrichten, sind wir im Gewissen dazu verbunden, so ist es auch klar, daß wir sie nicht unter Flüchen und Verwünschungen, und unter so bittern Klagen gegen die vorgesetzte Obrigkeit entrichten dürfen. Was Pflicht für uns ist, soll nicht bloß gethan werden, es soll auch mit gutem Herzen gethan werden. Die That und der gute Wille sollen beysammen seyn. Ahndet auch die Obrigkeit diese Ausfälle und Klagen nicht, so wird sie doch Gott einst ahnden. Der Apostel Petrus sagt mit deutlichen Worten: Fürchtet Gott und ehret den König, 1. Br. 2, 17. Läßt sich denn aber wohl die der Landesobrigkeit schuldige Hochachtung und Ehrerbiethung mit Schimpfreden und Flüchen vereinbaren?

Es ist also unrecht, es ist eine Sünde gegen das Christenthum, der zu entrichtenden Abgaben wegen über die vorgesetzte Obrigkeit so ungehalten zu seyn.

Dieses ist aber auch deßwegen Unrecht, weil die Abgaben zum Besten des Vaterlandes verwendet werden.

II.

Ueber die Verwendung der Abgaben haben Viele eine ganz irrige Meinung. Sie denken das, was sie und die übrigen Unterthanen geben, wäre bloß zum Unterhalte des Fürsten und seiner Minister,

oder ersten Staatsdiener bestimmt. Von dem, was die Unterthanen geben, lebt der Fürst, und die, welche in seinem Pallaste um ihn sind, so denken sie. Sie denken nur an eine fürstliche Haushaltung, und da sie selbst auch eine Haushaltung haben, welche sie mit der jährlichen Einnahme von einigen hundert Gulden führen, so können sie nicht begreifen, wie man jährlich mehrere Millionen brauchen könne, sie meinen also, die größten Summen würden durch ein üppiges Leben verschwendet.

Freylich lebt der Fürst mit seinen Dienern, die um ihn sind, von den Abgaben der Unterthanen. Allein das, was der Fürst für seine Person und die ihn umgebenden Diener brauchet, ist das Wenigste, auch wenn er in vollem Glanze lebt. Der Fürst hat nicht nur für sich, er hat für ein ganzes Land zu sorgen.

Der Fürst muß erstlich für die Sicherheit seines Landes sorgen, er muß seine Unterthanen gegen in- und auswärtige Feinde schützen, dazu braucht er viele, dazu braucht er ein ganzes Heer Soldaten. Der Fürst muß zweytens für die Handhabung der Gerechtigkeit sorgen, das heißt dafür, daß seine Unterthanen nicht an ihrem Leben, an ihrem Vermögen und an ihrer Ehre durch Einzelne im Lande gekränkt werden, oder wenn dieses geschieht, daß ihnen dafür eine billige Genugthuung verschafft werde, dazu braucht er Beamten und Richter. Der Fürst muß drittens für die Erziehung der Jugend und den Sitten- und Religionsunterricht der Erwachsenen sorgen, dazu braucht er Schullehrer und Geistliche. Der Fürst muß viertens für die Künste und Wissenschaften überhaupt sorgen, dazu braucht er Künstler und Gelehrte. Für dieses alles, und für hundert

An-

Anstalten, die darauf Bezug haben, muß der Fürst des Landes sorgen. Braucht er dazu nicht eine Menge Menschen, die alle von ihm unterhalten seyn wollen? Und bedarf er zu ihrer Unterhaltung nicht eine ungeheure Summe? Berechnet nur einmahl wie viel 30,000 Mann Soldaten zur Unterhaltung für einen Tag brauchen, und jetzt erst für ein ganzes Jahr.

Und diese vielfache Sorge des Landesfürsten, worauf zielt sie denn? Bloß auf seine eigene Wohlfahrt, oder auf die Wohlfahrt des Landes? Was wäre ein Land ohne Soldaten, ohne Richter und Gerichtsstellen, ohne Schullehrer, Geistliche und Schulen und Kirchen, und ohne Künstler und Gelehrte, und die zu ihrer Bildung nöthigen Anstalten? Soll ich euch sagen, was ein Land ohne diese Personen und ohne diese Anstalten wäre? Es wäre eine Gegend voll Räuber und Mörder, voll wilder Menschen, voll Leute ohne Sitten und Religion.

Wenn nun aber der Landesherr das Wenigste von den Abgaben für sich und die, welche ihm zunächst umgeben, brauchet, wenn er sie zum Schutze des Landes, zur Verwaltung der Gerechtigkeit, zur Bildung der Unterthanen, zur Beförderung der Künste und Wissenschaften, kurz, wenn er sie zur Wohlfahrt, zum Besten unsers Vaterlandes verwendet, ist es recht, wenn man der zu entrichtenden Abgaben wegen über ihn klaget, gegen ihn murret, und der Ehrfurcht gegen ihn vergesset, die uns das Christenthum zur Pflicht machet? Wollen wir nichts zum allgemeinen Besten beytragen? Führt uns nicht die Geschichte hundert solche edle Menschen vor die Augen, welche sogar ihr Leben aus Liebe zu ihrem Va-

terlande aufgeopfert haben? Wollen wir, daß uns ihr Beyspiel beschämen soll?

„Ja, sagt ihr, es ist sonst eben so für die Wohlfahrt des Vaterlandes gesorgt worden, ohne daß wir so viele Abgaben geben mußten." Das saget ihr. Habt ihr denn auch schon überlegt, daß der vorige Krieg, den wir noch im frischem Andenken haben, große Staatsschulden veranlaßte, die bezahlt seyn müssen, und daß eben dieser Krieg eine neue Ordnung der Dinge herbeyführte, die neue Abgaben nöthig machet, daß dieser Krieg zwar ein Unglück für uns, gewiß aber nicht das Werk unsers Landesherrn gewesen sey?

Doch gesetzt es würde uns zu viel abgefordert, gibt uns das ein Recht zu Verwünschungen und Lästerungen? Ist das christliche Gesetz nicht heiliger als das jüdische? Und doch befiehlt schon dieses: Den Obrigkeiten sollst du die Ehre nicht abschneiden, und dem Fürsten deines Volkes sollst du nicht fluchen, 5. Mos. Ist es in einem solchen Falle selbst nicht besser, in Geduld auszuharren, und die ganze Sache Gott anheim zu stellen?

Es ist also zweytens auch deßhalb unrecht, der zu entrichtenden vielen Abgaben wegen über die Obrigkeit ungehalten zu seyn, weil die Abgaben zum Besten des Vaterlandes verwendet werden.

Aber noch nicht genug. Es ist auch aus dieser Ursache unrecht, weil sie zu unserm Besten insbesondere verwendet werden.

III.

Aus dem, was zum Besten des Vaterlandes verordnet, verwendet und gethan wird, schöpfet je-

der einzelne Unterthan, schöpfen wir alle Gewinn und mancherley Vortheile.

Wenn die Obrigkeit auf Zucht und Ordnung im Lande sieht, wenn sie der Betteley steuert, die Nachtschwärmerey, die Hazardspiele, die Schlägereyen und andere Ausschweifungen bestrafet, kommt das nicht auch uns zu gut? Werden durch das herumziehende Bettelvolk nicht Land und Straßen unsicher? Wird durch den nächtlichen Tumult nicht der durch die Arbeit des Tages ermüdete Nachbar in seiner Ruhe gestört? Ist ohne gute Polizeyanstalten nicht jeder, auch der Friedliebende, den Verunglimpfungen und Mißhandlungen ausgesetzt, woran rohe Gemüther so oft eine Freude und Unterhaltung finden?

Wenn die Obrigkeit zur Verwaltung und Handhabung der Gerechtigkeit Gesetze gibt, kommt das nicht auch uns zu gut? Werden dadurch nicht Andere abgehalten, uns an unserem Leben, an unserer Ehre, und an unserm Vermögen zu schaden? Oder, wenn sie uns schon einen Schaden zugefügt, oder auf irgend eine Weise beleidiget haben, können wir dadurch nicht Schadenersatz und Genugthuung erhalten?

Wenn die Obrigkeit für die Wissenschaften und Künste Sorge trägt, wenn sie das Schul- und Kirchenwesen verbessert, kommt das nicht auch uns zu gut? Gehen unsere Kinder nicht auch in die Schule? Nehmen wir nicht auch Theil an dem Sitten- und Religionsunterrichte, welcher in der Kirche ertheilt wird? Und wer gewinnt denn dabey, wenn unsere Kinder sorgfältiger unterrichtet werden? Wer gewinnt dabey, wenn Gesang und Unterricht in der Kirche immer besser wird?

Wenn die Obrigkeit mit ihren Soldaten allein oder in Verbindung mit andern großen Mächten den

Feind von dem Eindringen in unser Vaterland abhält, oder ihm nach Kräften Widerstand leistet und Frieden ausmittelt, kommt das nicht auch uns zu gut? Wird dadurch nicht auch unser Leben und Eigenthum gesichert? Wird dadurch nicht auch für unsere Ruhe gesorgt?

Wenn nun alle diese Gesetze, Verfügungen und Anstalten der Obrigkeit auch uns ins besondere zu gut kommen, wenn sie aber keine Gesetze handhaben, keine Verfügungen treffen, keine Anstalten dauerhaft machen kann ohne einen großen Geldaufwand: wäre es recht, wenn wir nicht auch das Unserige dazu nach Kräften beytragen wollten? Oder wäre es recht, wenn wir es mit Verdruß und Widerwillen, oder unter Flüchen und Verwünschungen dazu beytrügen?

Ich weiß wohl, was ihr gegen alles dieses einzuwenden stets in Bereitschaft habet. Ihr weiset auf das und jenes hin, und saget: Könnte es damit nicht besser seyn? Ihr führet einige Ungerechtigkeiten an, die verübt und nicht bestraft worden sind. Ihr saget, wir müssen unsere Kinder und unser Geld hergeben, und haben doch keinen Frieden. Dieses und dergleichen wendet ihr ein: aber ihr bedenkt nicht daß auch der Obrigkeit bey dem besten Willen nicht alles möglich sey. Ihr bedenkt nicht, was Salomon sagt, daß unter der Sonne nichts Vollkommenes sey. Ihr bedenkt nicht, daß wir in unserer Lage, in unsern Umständen gar oft nicht im Stande seyn, gehörig über Staatssachen zu urtheilen. Ja, das alles bedenkt ihr nicht, und daher kommt es denn, daß eure Urtheile und Klagen oft so unbillig sind.

Schluß. Wenn wir nun dieses, m. L.! zusammen nehmen, wenn wir bedenken, daß das Christenthum es uns zur Pflicht machet, die Staatsab-

gaben zu entrichten, der Obrigkeit zu gehorchen, und dieselbe zu ehren; wenn wir bedenken, daß die Abgaben zum Besten des Vaterlandes, und auch zu unserm Besten ins besondere verwendet werden; so werden wir überzeugt werden, daß es unrecht sey, wenn wir als Unterthanen über die Obrigkeit der Abgaben wegen, die wir entrichten müssen, so ungehalten sind, über sie klagen und murren. Und wenn wir davon überzeugt worden sind, wollen wir gegen unsere bessere Ueberzeugung handeln? — So wollen wir denn geben, was uns unsere Obrigkeit abfordert, über unser Vermögen wird sie uns nichts abfordern. Und wenn uns sonst nichts die Entrichtung der Abgaben erleichtert, so soll sie uns der Gedanke erleichtern, der Gedanke: „Du erfüllest damit eine Pflicht,“ eingedenk der Worte des Apostels: Seyd der Obrigkeit unterthänig, nicht allein der Strafe, sondern auch des Gewissens wegen; eingedenk der Worte des Heilandes: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Amen.

Am vier und zwanzigsten Sonntage nach Pfingsten.

Die christliche Religion wird sich niemahls aus der Welt verlieren.

Text.

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen, Matth. 24, 35.

Mit der Sprache eines Menschen, der sich seiner Sache ganz gewiß ist, hat Jesus im heutigen Evangelium das Unglück vorhergesagt, welches den Juden bevorstand, die Zerstörung der Stadt Jerusalem und den Umsturz des Jüdischen Reichs.

Von nichts waren vielleicht die Juden mehr überzeugt, als von der ewigen Dauer ihrer Stadt; denn sie war ja in ihren Augen die Stadt Gottes, der Sitz des großen Königs. Nichts kam ihnen vielleicht weniger in den Sinn, als der Gedanke von dem nahen Ende ihrer Staatsverfassung; denn sie hielten sich ja für das Volk Gottes.

Allein Jesus wußte es gewiß, daß von der Stadt kein Stein auf dem andern bleiben, und daß das Jüdische Reich gänzlich zerrüttet werden würde. Er wußte es so gewiß, daß er seiner Vorhersagung von der Zerstörung der Stadt Jerusalem, dem Untergange des Jüdischen Reichs, und den Vorbothen derselben die Worte beysetzte: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Eher wird das ganze Weltgebäude zusammen stürzen, als daß meine Worte, die ich über Jerusalems Zerstörung und des Reiches Auflösung gesprochen habe, unerfüllt bleiben werden. —

So gewiß war sich Jesus seiner Sache, mit solcher Zuversicht konnte er sprechen. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

„Meine Worte werden nicht vergehen:" Wie, m. L.! sollte sich dieses nicht auf alle Reden, auf alle Lehren Jesu, auf die ganze christliche Religion anwenden lassen? Sollte man nicht von der Religion, die Jesus gründete, sagen können: Eher werden Himmel und Erde vergehen, als daß sie vergehen, als daß sie aufhören, und sich aus der Welt verlieren wird?

Ja man kann dieses von der christlichen Religion sagen. Die christliche Religion wird sich nie aus der Welt verlieren, sie wird immerhin, sie wird ewig die Religion vieler Menschen bleiben.

Und davon will ich euch jetzt zu überzeugen suchen. Ich sage:

Die christliche Religion wird sich niemahls aus der Welt verlieren:

Denn dafür bürgt uns

1) Ihr Inhalt,
2) Die ausdrückliche Versicherung Jesu,
3) Die Geschichte.

Vernehmet mich mit Aufmerksamkeit.

I.

Die christliche Religion wird ewig dauern, sie wird sich nie aus der Welt verlieren, dafür bürget uns erstlich ihr Inhalt. Welche Lehren, welche Glaubenssätze, welche Sittenregeln enthält die christliche Religion?

Die christliche Religion enthält Lehren, die den Beweis ihrer Wahrheit an ihrer Stirn tragen, die Gott dem Menschen in das Herz geschrieben hat, die jeder Unbefangene als wahr erkennen muß; so bald er seine Vernunft brauchen, und auf die Stimme seines Gewissens hören will. Einfach und kurz ist die christliche Glaubenslehre.

Es ist ein Gott, sagt die christliche Religion, ein allmächtiges, weises und gütiges Wesen, welches Himmel und Erde erschaffen hat, welches alle erschaffenen Dinge erhält und regieret, welches für alle Menschen, wie ein guter Vater, zärtlich besorgt ist, für die Niedrigen wie für die Hohen, ohne dessen Willen und Vorherwissen auch kein Sperling vom Dache, und kein Haar von des Menschen Haupte fällt, das, wenn auch eine Mutter ihres Kindes vergessen sollte, der Menschen nie vergessen

wird. Gottesdienst, sagt die christliche Religion, ist nicht das Händefalten, nicht das Kniebeugen, nicht das Herr, Herr! rufen; Gottesdienst ist Liebe zum Guten aus Liebe zu Gott, ist ernstliches Streben, allezeit und unter allen Umständen zu thun, was Recht und Pflicht gebeut, aus Gehorsam gegen den höchsten heiligsten Gesetzgeber; ein reiner und unbefleckter Gottesdienst ist das Bemühen, sich der Witwen und Waisen in ihrer Trübsal anzunehmen, und sich von den Lastern dieser Welt unbefleckt zu erhalten. In Gottes, in euers himmlischen Vaters Hause, sagt die christliche Religion, sind viele Wohnungen, hier kommt der Mensch nicht zu seinem Ziele, seine Tugend gleicht nie dem Bilde, das ihm sein Gewissen in der Vorstellung der Heiligkeit vorhält, und zu dessen Annäherung es ihn auffordert; seine Glückseligkeit ist nie vollkommen, ist ein Gemisch von frohen nnd traurigen Tagen, dort über dem Grabe wartet seiner ein ewiges Leben. Jesus Christus, sagt die christliche Religion, hat die Worte des Lebens, seine Lehre führt zur Tugend, führt zur Ruhe der Seelen: ihn haltet deßwegen für euern göttlichen Lehrer, für euern Herrn und Meister, für euern Heiland. — Das ist der Kern, das ist der Hauptinhalt der christlichen Glaubenslehre. Eben so befriedigend ist die christliche Sittenlehre.

In einer allen Menschen verständlichen und eindringlichen Sprache trägt uns das Christenthum die Pflichten vor, welche wir gegen Gott, gegen unsern Nächsten, und gegen uns selbst zu erfüllen haben. Liebe Gott, sagt die christliche Sittenlehre, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe und aus allen deinen Kräften; bethe ihn

an, denn er ist die Heiligkeit selbst, liebe ihn, denn er ist die Güte, danke ihm, denn er ist dein Wohlthäter, vertraue auf ihn, denn er ist dein Vater, der für dich sorgt. Liebe deinen Nächsten, sagt die christliche Sittenlehre, wie dich selbst, verletze ihn weder an seiner Ehre, seiner Gesundheit und seinem Leben, noch an seinen Glücksgütern, im Gegentheile befördere sein Wohl, so viel in deinen Kräften stehet, thue ihm, was du in ähnlichen Fällen wünschest, daß er dir thun soll. Liebe, sagt die christliche Sittenlehre, liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, also liebe dich auch selbst auf eine vernünftige Weise, sorge für deine Gesundheit, für deinen guten Nahmen, für die Bildung deines Verstanden. Glaube nicht, sagt die christliche Sittenlehre, daß es gut mit dir stehe, wenn deine äußerliche Handlungen wohlgeordnet und recht sind, nein! auch dein Herz muß rein seyn, auch deine Neigungen und Begierden dürfen auf nichts Unerlaubtes gehen, wer nur ein Weib mit Begierde ansieht, hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen, und wer nur heimlich über seinen Bruder zürnet, ist schon der Strafe würdig. Das sind die wesentlichen Stücke der christlichen Sittenlehre.

Und nun saget mir, m. L.! ob jemand etwas gegen diese Lehren, gegen diese Glaubenssätze und Sittenregeln einwenden könne? Saget mir, ob sie nicht deutlich und für jeden faßlich seyn? Saget mir, ob ihre Wahrheit und Vortrefflichkeit der gesunden Vernunft nicht einleuchten müsse? — Und wenn dieses so ist, sollte es also wohl möglich seyn, daß einmahl eine Zeit käme, wo die Menschen sie nicht mehr annehmbar finden, nicht mehr für wahr halten sollten? Bleibt die Wahrheit nicht ewig? Stehet sie nicht unerschüttert, wie ein Fels im Meere?

Für die Dauer der christlichen Religion bürgt uns also erstlich ihr Inhalt.

Dafür bürget uns zweytens die ausdrückliche Versicherung Jesu.

II.

Daß die christliche Religion ewig dauern, daß sie sich nie aus der Welt verlieren werde, dafür bürget uns zweytens die ausdrückliche Versicherung Jesu.

Jesus hat uns sein Wort über die Fortdauer der von ihm gegründeten, der christlichen Religion gegeben. Wer sagen denn die Leute, daß ich sey? Wofür halten sie mich? fragte er seine Jünger in der Gegend von Cäsareen des Philippus. Die Urtheile, antworteten sie, die Urtheile, welche wir von dir hören, sind verschieden. Einige halten dich für den Johannes und glauben, daß dieser, nach dem ihn Herodes hat enthaupten lassen, wieder lebendig worden sey. Andere sagen, du seyst Elias, wieder Andere, du seyst Jesaias, und noch Andere, du seyst Jeremias oder sonst einer der alten Propheten. Aber wofür haltet ihr mich denn? „Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes," sprach Petrus.

Auf dieses Bekenntniß des Apostels sagte Jesus: Du bist Petrus, das ist ein Fels, auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen, das ist, auch die stärkste feindliche Macht soll ihr nichts anhaben, Matth. 16.

Wenn je ein Mann des Glaubens an seine Worte würdig war, so war es Jesus. Selbst im

Angesichte seiner Feinde konnte er sich auf seine Wahrhaftigkeit berufen, Joh. 8, 46. Seine Apostel bezeugen von ihm, daß nie ein Betrug in seinem Munde sey gefunden worden, 1. Petr. 2, 22. Seine Reden gingen auch alle in Erfüllung. Er sagte seine Leiden vorher, und sie erfolgten. Er sagte die Zerstörung des Tempels und der Stadt Jerusalem vorher, und sie wurden zerstöret. Er verglich seine Kirche mit einem Senfkorne, versicherte aber, daß sie groß werden, und sich weit ausbreiten würde, und es geschah.

Wenn nun Jesus allen Glauben verdienet, wenn er aber sagt, daß selbst die Hölle, daß keine feindliche Macht seinem Werke, der christlichen Religion etwas werde anhaben können, sollten wir ihm unsern Glauben versagen? Sollten wir auf diese seine Worte ein Mißtrauen setzen? — Es bürget uns also auch die ausdrückliche Versicherung Jesu für die Fortdauer der christlichen Religion.

Dafür bürget uns drittens auch die Geschichte.

III.

Daß die christliche Religion nie aufhören, daß sie immerhin fortdauern werde, dafür bürget uns auch die Geschichte.

Die christliche Religion war kaum in die Welt eingeführt, so fand sie schon, wie alles Gute, allenthalben Feinde und Widersacher. Man lästerte ihren Stifter, und verschrie ihren Inhalt als dummen Aberglauben. Man belegte ihre Bekenner mit den schimpflichsten Nahmen. Man gab sich Mühe, der christlichen Schriften habhaft zu werden, und verbrannte sie. Man richtete mehrere Bücher gegen

ihren Inhalt. Man gab Verfolgungsgesetze, und strafte an Leib und Leben die, welche sie nicht verlassen wollten. Drey Jahrhunderte hindurch haben sich Juden und Heiden gegen ihr Aufkommen, ihre Verbreitung und ihre Dauer verschworen. Auch nachher gab es bald heimliche, bald offenbare Feinde, welche an ihrem Umsturze arbeiteten. Selbst jene, welche ihr zugethan waren, verunstalteten sie mit ihren menschlichen Meinungen so, daß man glauben sollte, ihre Wahrheit hätte sich in dem Irrthume verlieren, und mit ihm zu Grunde gehen müssen.

Allen diesen Verfolgungen und Angriffen both die christliche Religion eine eiserne Stirn dar, ihre Feinde wurden ohnmächtig, der Irrthum fiel, sie stand unerschüttert.

Eine Religion, die sich zwey tausend Jahre gegen alle Verfolgungen, gegen alle Angriffe, gegen alle Feinde unverletzt erhielt, wird sich diese nicht auch forthin erhalten? Bürgt die Geschichte nicht für ihre Dauer?

Das Christenthum, die christliche Religion, m. L.! wird also ewig dauern. Himmel und Erde werde vergehen, aber die christliche Religion wird nicht vergehen. Das tausendste Geschlecht nach dem jetzigen wird sich noch zu ihr bekennen, wird sich ihrer Lehren und Verheissungen freuen, wir sich an ihr, wie an dem wohlthätigen Lichte der Sonne, erwärmen und erquicken, wird Gott und ihrem Urheber für sie als für die größte Wohlthat danken.

Und welchen Schluß ziehen wir hieraus, m. L.! — Es gibt so ängstliche Seelen, welche die Sprache führen: „Das Christenthum leidet," „die christliche Religion gehet zu Grunde." Sehen sie, daß manche alte kirchliche Ceremonien oder Gebräuche

abgestellet oder verändert werden; höre sie, daß man damit umgehe, neue Lieder und Katechismen einzuführen: so meinen sie schon, das Christenthum sey in Gefahr, es steigen tausend Zweifel in ihrem Gemüthe auf, sie können den Trost nicht mehr in ihrer Religion finden, den sie bisher in ihr gefunden haben, ihre Seele ist in Unruhe und Verwirrung. Aus den Gründen für die Fortdauer der christlichen Religion ziehen wir den Schluß, daß die Besorgniß wegen Untergang der christlichen Religion ganz eitel und unnütz sey, daß man sich umsonst quäle, wenn man sich mit dem Gedanken quälet: Das Christenthum gehet zu Grunde.

So wollen wir uns also fest an die Wahrheit halten: Die christliche Religion wird sich niemahls aus der Welt verlieren, sie wird ewig dauern; denn diese Wahrheit belebt unsern Glauben an die Lehren des Christenthums, und stärket unsere Kräfte in Erfüllung unserer christlichen Pflichten. Amen.

Am dritten Sonntage im Advent.

Wer wir unserer Natur, unserem Berufe, und unserer Religion nach seyn.

Text.

Wer bist du denn: damit wir denen, die uns gesandt haben, eine Antwort geben können: Was sagst du von dir selbst? Joh. 1, 22.

Es war schon vor den Zeiten Christi unter den Juden ein gemeiner Gebrauch, die Heiden, welche zu ihrer Religion übertreten wollten, durch die Taufe dazu aufzunehmen. Aber nur der hohe Rath zu Jerusalem, welcher das oberste Ansehen in Religionssachen hatte, konnte jemanden die Erlaubniß ertheilen, die Taufhandlung vorzunehmen, und ohne dessen Erlaubniß durfte niemand taufen. Johannes taufte, ohne daß er vom Rathe die Erlaubniß dazu erhalten hatte, und das brachte die Juden auf den Gedanken, daß er entweder der erwartete Messias sey, der eine solche Religionshandlung aus eigener Vollmacht vornehmen könne, oder sich ein Recht anmaße, das ihm nicht

gehöre. Um zu erfahren, wie sie hierin mit ihm daran seyn, schickte der hohe Rath Abgeordnete mit dem Auftrage an ihn ab, ihn zu fragen: Wer er sey.

Auf alle Fragen der Abgeordneten gab Johannes ganz bestimmte und deutliche Antworten. Ohne Verstellung und Zurückhaltung sagte er, er sey nicht Christus, auch nicht Elias, von dem sie glaubten, daß er in eigener Person mit noch einem andern Propheten als Gehülfen vor dem Messias kommen werde, er sey derjenige, welcher dem Messias vorhergehe, und durch seine Taufe, als Zeichen der Sinnesänderung, die Menschen zu dessen nahen Ankunft vorbereitete, diese sey es auch, welche ihn zum Taufen berechtige. Und so wußten jetzt die Juden, wen sie in der Person des Johannes vor sich hatten, wer er sey.

Wissen wir denn auch, m. L.! wer wir sind? Haben wir schon einmahl die Frage an uns gestellt: Wer bist du denn? Und wenn wir sie an uns gestellt haben, haben wir uns die rechte Antwort darauf gegeben? Und haben wir die Antwort gehörig erwogen? O, es ist die wichtigste aller Fragen, welche der Mensch an sich thun kann: Wer bist du denn! Es ist das wichtigste aller Geschäfte, über die Antwort auf diese Frage gehörig nachzudenken!

Diese Frage ist aber zu allgemein. Wenn wir im Stande seyn sollen, darauf zu antworten, so müssen wir so fragen: Wer bist du deiner Natur, wer deinem Berufe, und wer deiner Religion nach?

Und wer sind wir denn unserer Natur, unserem Berufe und unserer Religion nach? Soll

ich

ich euch auf diese Fragen antworten? — Ich will es thun.

Ich sage: Wir sind

1) Unserer Natur nach Menschen,
2) Unserm Berufe nach Ackersleute, und
3) Unserer Religion nach Christen.

Wie viel diese drey Worte sagen wollen: Mensch: Ackersmann, Christ, das sollt ihr hören, seyd nur recht aufmerksam.

I.

Wer sind wir unserer Natur nach? — Unserer Natur nach sind wir Menschen, das ist, sinnlich-vernünftige Geschöpfe. Als sinnliche Geschöpfe verabscheuen wir Mißvergnügen oder Schmerz, und suchen bloß das, was uns Lust und Vergnügen machet. Als vernünftige Geschöpfe erkennen wir einen Unterschied zwischen gut und böse, ein Gesetz, das uns befiehlt das Gute zu thun, und das Böse zu unterlassen, und haben als solche auch die Freyheit zu wählen, ob wir dem Triebe nach Vergnügen, oder dem Gesetze, welches das Gute befiehlt, folgen wollen.

Als sinnliche Geschöpfe sind wir den Thieren ähnlich, die auch nichts anders suchen, als Vergnügen. Als vernünftige Geschöpfe sind wir weit über die Thiere erhaben, sind wir den höhern Geistern, sind wir selbst Gott ähnlich. Also, daß wir das Gute erkennen, das Gute wählen und thun, mithin den Trieb nach Lust, nach Wohlseyn, wenn er dem erkannten Guten entgegen läuft, bezwingen kön-

nen, das macht, daß wir nicht Thiere, sondern Menschen sind. Möchten wir doch nie vergessen: Du bist Mensch!

Weil wir Menschen sind, deßwegen müssen wir auch wie Menschen, und nicht wie Thiere handeln, sonst schänden wir unsere Menschennatur, und verdunkeln das Ebenbild Gottes, das unseren Seelen eingedruckt ist. Es gibt Viele die nicht wie Menschen handeln. Betrachtet einmahl den Zornigen, den Trunkenbold, den Wollüstling! Der Zornige zittert und bebt, ist keiner vernünftigen Vorstellung mehr fähig, fällt, wie ein grimmiger Löwe und gereitzter Tieger, alles an, was ihm unter die Augen kommt, mißhandelt Weib und Kind, lästert Gott seinen Schöpfer, und flucht den Menschen seinen Brüdern. Handelt ein solcher wie ein Mensch? — Der Trunkenbold schüttet das hitzige Getränk maßweise in sich hinein, betäubt seine Sinne, umnebelt das Licht seiner Vernunft, beträgt sich dann wie ein Schwein, oder liegt sprachlos, wie ein Klotz, am Wege oder in einem Winkel. Handelt ein solcher wie ein Mensch? — Der Wollüstling achtet nicht den heiligen Zweck, wozu der weise Schöpfer die Geschlechtsliebe in unsere Natur legte, ehrt nicht die Unschuld, welche ihm unter die Augen tritt, sucht nur jene eitle Lust, die er mit Rossen und Maulthieren gemein hat, und ihm nach den augenblicklichen Genusse mit Ekel und Ermattung bestrafet. Handelt ein solcher wie ein Mensch? — Warum kann man den Anblick des Zornigen nicht ertragen? Warum ekelt einen der Süfling an? Warum wendet man mit Abscheu seine Augen von dem Unkeuschen hinweg? Weil sie nicht wie Menschen handeln, sondern die Menschheit in ihnen schänden. O, daß

doch solche Leute dächten, du handelst nicht wie ein Mensch, und sich endlich besserten!

So oft wir uns blindlings unsern Trieben, Neigungen und Begierden überlassen, und nicht erst, wenn sie sich regen, fragen, ob das, worauf sie gehen, dem Gesetze der Vernunft, dem heiligen Willen Gottes nicht entgegen sey, und dann, wenn sie auf etwas Verbothenes gehen, sie beherrschen und mit ihrer Forderung zurück weisen, so oft handeln wir nicht wie Menschen.

Weil wir Menschen sind, m. L.! so wollen wir denn auch wie Menschen handeln! Reitzt uns etwas zum Zorne, so wollen wir denken: Ich bin Mensch, und kann meinen Zorn bändigen. Lockt uns die Wollust in ihrem blendenden Aufzuge, zeigt sie uns ihre verführerischen Reitze, so wollen wir denken: Ich bin Mensch, und kann den geilen Trieb bezwingen. Regt sich in uns der Neid, so wollen wir denken: Ich bin Mensch, und darf mich nicht, wie der Hund, dem gelben Neide ergeben. Alle Mahl, so oft die Sinnlichkeit, das Fleisch, uns zum Bösen verführen will, wollen wir denken: Ich bin Mensch, und darf mich nicht in die Knechtschaft des Fleisches begeben. Nie wollen wir es vergessen, mit großen Buchstaben geschrieben sollen stets die Worte vor unsern Augen stehen: die ehrwürdigen Worte: Ich bin Mensch!

Unserer Natur nach sind wir also Menschen. Wer sind wir unserm Berufe nach?

II.

Wer sind wir unserm Berufe nach? — Unserem Berufe nach sind wir Ackersleute, das heißt,

Leute, welche durch den Ackerbau Getreide und mancherley andere Früchte dem Felde abzugewinnen suchen.

Dieser Beruf ist ein ehrwürdiger Beruf; denn er ist der erste und nothwendigste für die menschliche Gesellschaft. Er muß das gewinnen, was Fürsten, Gelehrten, Künstlern und Handelsleuten zur Nahrung dienet. Ohne den Beruf der Ackersleute würde die Welt eine Wüste, und das menschliche Geschlecht durch den Hungertod aufgerieben werden.

Als Ackersleute müssen wir aber auch diesem unserm Berufe Ehre zu machen suchen, und dieses geschiehet, wenn wir uns die Kenntnisse und Geschicklichkeiten, welche die Arbeiten dieses Berufes fordern, erwerben, und die besondern Pflichten, welche er uns auflegt, treulich erfüllen. Was muß ich in meinem Berufe wissen, und was muß ich in meinem Berufe thun? so fragt sich ein jeder, dem die Ehre seines Berufes, und Berufstreue am Herzen liegt. Schande dem Menschen, der so unwissend ist, daß er die Geschäfte seines Berufes nicht kennet, oder so träge, daß er sie nicht erfüllen mag.

Die für diesen unsern Beruf nöthigen Kenntnisse erwerben wir uns durch fleißiges Nachfragen bey erfahrnen Leuten, wie dieses und jenes am vortheilhaftesten angegriffen werden könne; durch aufmerksames Beobachten, in welchem Erdreiche, bey welcher Witterung eine jede Fruchtart am besten fortkomme, und durch das Lesen gut geschriebener Bücher, welche vom Feldbaue handeln, deren es nun mehrere gibt.

Die vorzüglichen Pflichten, welche uns dieser unser Beruf auflegt, sind Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Genügsamkeit. Der Ackersmann muß nie müßig herumgehen, er muß nie durch Spiel, durch Trinken das liederlich durchbringen, was er erworben hat, er muß nicht alles haben und nachmachen wollen, was er an Vornehmeren siehet. Er lebt und schwebt in der freyen Natur, also muß sein Leben auch einfach und der Natur gemäß seyn.

Manche Ackersleute sind dummstolz auf das, was sie bisher getrieben haben, nehmen keine weitere Belehrungen an, und wollen nichts von Verbesserungen hören. Manche quälen und vernachlässigen das Vieh, und bestellen ihre Felder schlecht. Manche verschwenden, was sie aus dem Vorrathe ihrer Früchte gelöset haben. Manche wollen, wie die Leute in der Stadt, sich kleiden, und wie sie sich einrichten. Sind das vernünftige und rechtschaffene Ackersleute? Sind diese ihres Nahmens und Berufes werth?

Weil wir, m. L.! Ackersleute sind, so wollen wir auch, wie es unser Beruf ausweiset, leben. Wir wollen nie vergessen, was Paulus sagt: Hat jemand ein Amt, — einen Beruf — so warte er auch seines Amtes — seines Berufes, Röm. 12, 7. Wollen nie vergessen, was Jesus im Evangelium den reichen Mann seinem treuen Knechte sagen läßt: Ey! du guter und getreuer Knecht! weil du über wenig getreu gewesen bist, so will ich dich über Vieles setzen, gehe in die Freude deines Herrn ein, Matth. 25, 21. Wollen nie vergessen, was Jesus von sich selbst sagt: Ich muß

wirken, so lange es Tag ist, so lange ich lebe, es kommt die Nacht, die Zeit des Todes, wo niemand mehr etwas thun kann, Joh. 9, 4.

Wer sind wir endlich unserer Religion nach?

III.

Wer sind wir unserer Religion nach? — Unserer Religion nach sind wir Christen, das heißt, Leute, welche sich zu der Lehre Jesu Christi bekennen, nach ihrer Anweisung Gott verehren, ihren Lebenswandel einrichten, und mit ihren Verheissungen sich zum Guten ermuntern, im Leiden trösten, und die Aussicht in die Zukunft erheitern wollen.

Die Lehre Jesu Christi ist vortrefflich, sie befriedigt die Vernunft und die Wünsche des menschlichen Herzens. Was sie uns von Gott, von der göttlichen Vorsehung, und der Verehrung Gottes, was sie uns von den Pflichten des Lebens, und der Reinheit der Gesinnung, mit welcher wir sie erfüllen sollen, und was sie uns von dem gegenwärtigen Leben als Vorbereitungszeit zu einem bessern ewigen Leben lehret, ist so, daß wir es uns zum größten Glücke rechnen müssen, Christen zu seyn.

Als Christen müssen wir aber auch ein christliches Leben führen. Nicht alle, welche sich Christen nennen, führen einen christlichen Wandel. Manche bethen, besuchen den öffentliche Gottesdienst, empfangen die h. Sacramente, übertreten aber ein Geboth Gottes nach dem andern. Sind das Christen? Lehrt nicht das Christenthum, daß nur Beobachtung der Gebothe Gottes wahrer Gottesdienst sey? Manche leben mit vielen ihrer Nebenmenschen in ewiger

Feindschaft, tragen beständig ein Herz voll Groll, voll Gift und Galle mit sich herum. Sind das Christen? Sagt nicht das Christenthum, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst? Manche thun alles, was sie thun, aus grobem Eigennutze, nichts mit reiner Absicht, nichts aus aufrichtiger Tugendliebe. Sind das Christen? Ist Lohntugend eine christliche Tugend? Manche leben in gewissen groben Lastern fort, so sorglos, als wenn keine Zukunft und keine Zeit der Vergeltung wäre? Sind das Christen? Lehret nicht das Christenthum: Was der Mensch säet das wird er einernten? — O, wenn nur solche Menschen aufhörten, sich Christen zu nennen, sie tragen diesen Nahmen mit Unrecht, sie sind Lügner, sie sind Meineidige, sie sind die Schande des Christenthums!

Weil wir uns, m. L.! zur Religion Jesu bekennen, weil wir Christen sind, so wollen wir auch wie Christen leben. Wir wollen auf Gottes Vorsorge vertrauen, Gottes Gebothe beobachten, mit dankbarem Herzen in frohen Tagen zu Gott hinaufblicken, das soll unser Gottesdienst seyn. Wir wollen jeden Tag unsers Lebens mit einem Werke der Nächstenliebe bezeichnen, und jenen Tag für verloren halten, an dem wir nichts zum Besten unserer Brüder gethan haben. Wir wollen uns selbst als Christen achten und ehren, und nichts thun, was unsere Natur schändet, auch keine böse Begierde soll in unserm Herzen Platz greifen dürfen. Wir wollen nie auf die Worte Jesu vergessen: Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, Matth. 7, 21.

Schluß. Nun wissen wir also wer wir sind, wir sind Menschen, Ackersleute, Christen. Nun wissen wir auch, wie viel diese drey Worte sagen wollen, und wie wir uns betragen müssen, wenn wir uns als Menschen nicht herabsetzen, als Ackersleute unserm Berufe nicht Unehre machen, und als Christen keine Häuchler und Lügner seyn wollen. Und da wir nun dieses wissen, wollen wir forthin nicht wie Menschen, wie Ackersleute und wie wahre Christen leben? — Ja, wir wollen es. Gott! du, der Herz und Nieren durchforschet, und alles weiß, du weißt es auch, wie aufrichtig unser Vorsatz sey, den wir jetzt machen, der Vorsatz: Forthin nicht mehr im Widerspruche mit unserer vernünftigen Natur, mit unserm ehrenvollen und wichtigen Berufe und der Heiligkeit unserer Religion; sondern wie vernünftige Menschen, wie fleißige Ackersleute und wie wahre Christen zu leben. Amen.

Am vierten Sonntage im Advent.

Worin die wahre Buße bestehe.

Text.

Er kam in alle Gegenden des Jordans, und predigte die Bußtaufe zur Vergebung der Sünden, Luk. 3, 3.

So oft die Juden unter dem Drucke mancherley Uebel seufzten, so oft wurden ihre Wünsche lebhafter nach jener Person, zu deren Ankunft ihre ältere Propheten ihnen Hoffnung gemacht hatten, und von der sie die Herbeyführung besserer Zeiten hofften.

Nun lebten sie unter der Herrschaft der Römer, mit der sie äußerst unzufrieden waren, nun kamen Religion und Sitten bey ihnen immer in einen noch größeren Verfall, nun ward die Unruhe und Verwirrung im Lande mit jedem Tage größer.

Und nun um diese Zeit, im funfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, trat Johannes, der Sohn des Zacharias, unter ihnen auf, verkündigte die nahe Ankunft jener Person, die bessere Zeiten herbeyführen würde, sagte aber

zugleich, daß man an diesem Glücke ohne vorhergegangene Buße keinen Antheil nehmen könne. Deßhalb rief er: Thuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe; deßhalb taufte er, um ihnen durch die Eintauchung in das Wasser die Nothwendigkeit der Buße, der Aenderung der Gesinnungen und des Wandels recht zu versinnlichen.

Die Person, welche Johannes ankündete, und von der er sagte, daß sie bessere Zeiten, das Himmelreich, herbeyführen würde, trat auch bald nach seiner Ankündigung unter dem Jüdischen Volke auf. Diese Person war Jesus von Nazareth, den ein großer Theil der Juden verwarf, den wir aber als unsern Heiland anerkennen und verehren.

Jesus von Nazareth gab sich auch alle Mühe, bessere Zeiten herbeyzuführen, Zeiten, in welchen die Wahrheit und Tugend regieren, und die Menschen durch Wahrheit und Tugend ihre Seligkeit finden sollten.

Würden wir dem Lichte der Wahrheit folgen, das Jesus auf Erden anzündete, und würden wir mit allem Ernste nach jener Tugend ringen, die er die Menschen kennen lehrte, so würden wir auch die Ruhe, den Frieden der Seele finden, große Seligkeit würde unser Antheil seyn. Aber ach! wir sind blind. Wir dienen der Sünde, führen ein lasterhaftes Leben, und so können wir nie glücklich werden. Wer der Sünde dienet, ist ein Sclave der Sünde. Nur die Tugend ist der Seele Glück.

Buße, die Johannes predigte, zu der er alle ohne Unterschied aufforderte, mit allem Ernste aufforderte, Buße ist also auch uns nothwendig. Ohne Buße entfernen wir uns immer weiter von unserm Ziele und Ende, ohne Buße kann das Reich

Gottes nicht zu uns kommen, ohne Buße ist alles Bemühen nach Glückseligkeit ein eitles Bemühen. Aber was heißt denn Buße thun? Worin besteht die wahre Buße?

Das ist eben das Unglück so vieler Menschen, daß sie das für Buße halten, was nicht Buße ist. Ich will euch heute zeigen:

Worin die wahre Buße bestehe.

Ich sage:

1) Nicht die äußerlichen Bußwerke, sondern
2) Die Aenderung der bösen Gesinnung und des sündlichen Wandels machen die wahre Buße aus.

Man kann die Menschen nicht zu viel über diese Puncte belehren, man kann sie nicht zu oft zur Buße, zur wahren ernstlichen Buße auffordern; seyd deßwegen nicht ungeduldig, sondern gebet recht Acht.

I.

Ich habe Menschen gesehen, sagt der heilige Kirchenlehrer Chrysostomus, ich habe Menschen gesehen, welche man dem Scheine nach für Büßer hätte halten sollen. Sie weinten, sie schlugen auf ihre Brust, sie gingen sogar in Bußkleidern herum: aber sie waren keine wahren Büßer. Bey allen ihren Bußwerken waren sie geldgierig, rachsüchtig, feindselig, zornmüthig, beneideten sie den Neben-

menschen um sein Glück, und verletzten bey allen Gelegenheiten dessen Ehre.

Eben dieses läßt sich von vielen Menschen in unsern Zeiten sagen. Ich habe Menschen gesehen, kann man heut zu Tage von Vielen sagen, welche bisweilen bey sich denken, ach wenn ich nur dieses nicht gethan hätte, welche bisweilen sich vornehmen, diese oder jene Sünde nicht mehr zu thun, welche mehrmahl im Jahre in die Kirche gehen, aus einem Gebethbuche ein Bußgebeth herauslesen, im Beichtstuhle ihre Sünden hererzählen, darauf noch einige Gebethe verrichten, dann zur heil. Communion gehen, aber doch keine Buße thun. Bey allen ihren Bußwerken sind sie nachher, wie vorher, lieblos, ungerecht, hart gegen ihren Nebenmenschen; sind sie nachher, wie vorher Lügner, Flucher, Trunkenbolde, Wollüstlinge. Oder ist es etwa nicht so m. L.? Verrichten nicht Viele diese Bußwerke, bleiben aber dabey die alten Sünder?

Ich verwerfe diese Bußwerke nicht: wie könnte ich das? Wer wird den Seufzer über begangenes Unrecht tadeln? Wer sollte nicht den Vorsatz, begangenes Böse nicht mehr zu thun, beloben? Wer sollte etwas gegen Bußgebethe einwenden können? Und wer sollte das Beichten verachten, wenn er den Geist der Beichtanstalt kennet?

Allein in der bloßen Verrichtung dieser Bußwerke bestehet die Buße nicht, kann sie nicht bestehen. Was verlangt ein Vater von seinem Kinde, das sich gegen ihn verfehlt hat? Etwa eine bloße Abbitte? Verlangt er nicht, daß es diesen Fehler nicht mehr begehe? Was verlangten die alten Propheten von den Juden, welche ein lasterhaftes Leben führten? Etwa dieses, daß sie ein Bußkleid anziehen, ihr

Haupt mit Asche bestreuen, Opfer bringen und Thränen vergießen sollten? Riefen sie ihnen nicht im Nahmen Gottes zu: Werfet von euch alle Uebertretungen, durch welche ihr wider mein Gesetz gehandelt habt, und machet euch einen neuen Geist, und ein neues Herz, Ezech. 18. Was verlangte Johannes der Täufer, dieser ernstliche Bußprediger, von den Juden, welche zu ihm in die Wüste kamen? Verlangte er, daß sie, wie er, ein rauhes Kleid anlegen, und wilden Honig und Heuschrecken essen sollten? Sagte er nicht den harten unbarmherzigen Reichen, daß sie von ihren Kleidern, und ihren Speisen den entblößten und hungrigen Armen etwas mittheilen sollten? den Zöllnern, daß sie nichts über die Gebühr fordern, und den Soldaten, daß sie niemanden Gewalt anthun sollten? Was verlangte Christus, was die Apostel? Verlangten sie strenges Fasten, lange Gebethe und Selbstpeinigung? Verlangten sie nicht eine geistliche Wiedergeburt, eine neue Kreatur, Umkehr auf dem lasterhaften Wege?

Durch den Mund dieser Männer sprach die unbestochene Vernunft, und aus diesen ihren Aeußerungen erhellet klar, daß die Buße nicht in äußerlichen Bußwerken bestehe.

Mag also ein Mensch, wie die Niniviten, in einen Bußsack kriechen, und sein Haupt mit Asche bestreuen, mag er, wie die Büßerinn, Magdalena, ganze Bäche von Thränen vergießen, mag er, wie der Publikan, an seine Brust klopfen und rufen: Gott! sey mir armen Sünder gnädig; mag er bethen, beichten und communiciren, ändert er dabey sein Herz und Leben nicht, so ist seine Buße

ein Schattenwerk, nur eine Larve der Buße, nur Selbstbetrug. Wollte Gott, daß nicht viele mit diesem Außenwerke ihr Gewissen einschläferten!

Die wahre Buße besteht in der Aenderung der bösen Gesinnung und des sündlichen Wandels.

II.

Mit dem Sünder, welcher wahre Buße thun will, muß eine gänzliche Veränderung vorgehen, er muß wirklich, wie es die h. Schrift verlangt, dem Geiste nach wiedergeboren, er muß ein ganz anderer Mensch werden: er muß seine Gesinnung und seinen Wandel ändern.

Erstlich muß der Sünder seine bisherige böse Gesinnung ändern. Das ist natürlich; denn woher nehmen alle Sünden ihren Ursprung? Nicht wahr, von dem bösen Willen, von der bösen Gesinnung, oder wie die h. Schrift sagt, von dem verdorbenen Herzen. Aus dem Herzen, sagt Jesus, aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Hurereyen, Diebstähle, falsche Zeugnisse und Lästerungen, Matth. 15, 19. Das Herz, der böse Wille, ist die Quelle aller Sünden, und da, wo die Sünde ihren Anfang nahm, da muß also auch die Buße ihren Anfang nehmen. So lange also der Sünder seine böse Gesinnung nicht ändert, so lange wird er auch nicht zu sündigen aufhören. Wenn das Gift einer tödtlichen Wunde, sagt der heil. Ambrosius, schon in das Innerste des Leibes eingedrungen ist, so wirken Arzneyen nichts; wird die schädliche Feuchtigkeit nicht aus dem Leibe hinweggeschaffet, so ist alles, was der Arzt dage-

gen anwendet, umsonst. Und so verhält es sich denn auch mit dem Sündengifte, welches die Seele durchdrungen hat: wird die Heilung nicht mit dem Willen vorgenommen, wird der Wille nicht geändert, so ist alles andere, was gethan wird, vergebens. Was also der Mensch als Sünder liebte, das muß er als Büßer hassen und verabscheuen. Der Unkeusche liebt die verbothene Lust, will er Buße thun, so muß er jede sündliche Lust verabscheuen, und die Freuden eines reinen Herzens mehr lieben, als alles, was den Sinnen schmeichelt. Der Feindselige liebt die Rache, will er Buße thun, so muß er seinem Feinde verzeihen, und seine Freude daran haben, erlittenes Unrecht mit Gutem zu vergelten. Der Faule und Träge liebt ein gemächliches Leben, ein behagliches Nichtsthun, will er Buße thun, so muß er die Arbeit liebgewinnen. Wollet ihr diese Sinnesänderung in einem Beyspiele noch mehr versinnlichet haben, so sehet auf die Büßerinn Magdalena. Als Sünderinn war ihr Sinn auf die Eitelkeit der Welt gerichtet, auf sinnliche Genüsse; als Büßerinn ging ihr Dichten und Trachten auf etwas anders, jetzt liebte sie den Heiland und die Tugend. Und so, wie sie, muß also jeder Sünder vorerst seine böse Gesinnung ändern.

Zweytens muß der Sünder seinen bisherigen sündlichen Wandel ändern. Das Böse, welches er bisher gethan hat, darf er nicht mehr thun, und das Gute, welches er bisher unterlassen hat, darf er nicht mehr unterlassen. War er als Kind grob, undankbar und ungehorsam gegen seine Aeltern, so muß er jetzt gegen sie höflich, dankbar und gehorsam seyn. War er als Vater sorglos in Betreff seiner Kinder, so muß er sich jetzt ihre gute Erzie-

hung ernstlich angelegen seyn lassen. Lebte er als Ehegatte mit seinem Eheweibe im Unfrieden, so muß er sich jetzt der Friedfertigkeit befleißen. War er ein Lügner, so muß er jetzt die Wahrheit reden, war er ein Flucher, so muß er seinen Zorn bändigen, und seiner Zunge, seinem Munde, wie Salomon sagt, ein Gebiß anlegen. War er ein Verächter des göttlichen Wortes, so muß er es jetzt mit Lernbegierde und Aufmerksamkeit anhören. Ohne eine solche Aenderung seines Wandels wird er sich nie von der Aufrichtigkeit seiner Reue, und seines Vorsatzes, kurz seiner Sinnesänderung überzeugen können; denn ein guter Baum bringt gute Früchte, wie Jesus sagt, Matth. 7, 17. Der ungerathene Sohn, welcher seinem Vater entlief, sein Vermögen verschwendete, und in der Fremde ein liederliches Leben führte, führte, nachdem er in sich gegangen war, und den Vorsatz der Besserung gefaßt hatte, seinen Vorsatz auch aus, er ging jetzt wieder zu seinem Vater zurück, änderte seine Lebensart, und befliß sich eines rechtschaffenen Wandels. Und so, wie er, muß jeder Sünder seinen schändlichen Wandel ändern.

Das, das allein ist wahre Buße: nähmlich die Aenderung der bösen Gesinnung und des sündlichen Wandels.

Und jetzt, m. L.! noch eine Frage: Sind wir nicht alle Sünder? Wenn wir aber alle Sünder sind, thun wir denn auch alle wahre Buße? Aendern wir unsere verkehrte Denkart, ändern wir unsern bösen Wandel? Wenn ich sehe, wie zu gewissen Zeiten, und an gewissen Tagen ganze Scharen von Menschen die Beichtstühle umringen,

wie

wie sie sich alle über ihre begangenen Sünden anklagen, wie sie alle die Formel der Reue und des Vorsatzes hersagen und Besserung versprechen, und bald darauf erfahre, wie sie die alten Sünden wieder alle begangen, und sich nicht im Geringsten gebessert haben, ach! da ergreift ein wehmüthiges Gefühl meine Seele. Diese Menschen, denke ich, betriegen sich selbst, sie beichten, schläfern dadurch ihr Gewissen ein, aber bessern sich nicht, leben so fort, und sterben in ihren Sünden. Und sollte mich dieser Gedanke nicht mit Wehmuth erfüllen?

Schluß. So vergesset es denn nicht, meine Lieben! tief drücket es eurer Seele ein: Alle Bußwerke sind ohne Lebensbesserung, ohne Sinnesänderung nur ein betrieglicher Schein, sind keine Buße; Buße ist Aenderung der bösen Gesinnung, ist Aenderung des sündlichen Wandels! Das vergesset nicht, das drücket eurer Seele tief ein, gebet euch aber auch Mühe, eine solche Buße zu wirken! Ohne eine solche Buße gibt es keine Nachlassung der Sünden, kehrt keine Ruhe in die Seele des Menschen, hat der Sünder keine Hoffnung zur Seligkeit: mit diesen Gedanken ermuntert euch zu einer solchen Buße, wenn sie euch hart ankommt, wenn es euch Kampf und Ueberwindung kostet, den bösen Lüsten zu besiegen, den Weg der Sünde zu verlassen, und auf die Bahn der Tugend zurück zu kehren! Gebt euch Mühe, ich wiederhohle es, eine solche Buße zu wirken, und lasset euch die Worte Jesu gesagt seyn: Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur jene, welche sich Gewalt anthun, welche

es sich ernstlich angelegen seyn lassen, das Böse zu meiden, und das Gute zu thun, werden es an sich reissen, Matth. 11, 12. Amen.

Am Sonntage nach dem Christtage.

Eine Homilie.

Text.

Es war auch zu Jerusalem Anna, eine Prophetinn und Tochter Phanuels, aus der Zunft Aser. Sie war schon sehr alt, und hatte nach ihrer Jungfrauschaft sieben Jahre mit ihrem Manne gelebet. Und nun war sie eine Witwe von vier und achtzig Jahren, die sich nie vom Tempel entfernte, und mit Fasten und Bethen Gott Tag und Nacht diente, Luk. 2, 36. 37.

Das heutige Evangelium stellet uns in Anna, der Tochter Phanuels, eine Witwe von 84 Jahren vor die Augen, eine Person, die es wohl werth war, daß ihr Andenken bey der Nachwelt erhalten wurde. Alles, was der Evangelist von ihr erzählet, beweiset, daß sie nicht von der Pest des Sittenverderbnisses der damahligen Zeit angesteckt war, son-

dern daß sie als Jungfrau, als Ehegattinn und als Witwe ihre Ehre und ihr Glück nur in der treuen Erfüllung ihrer Pflichten, in gewissenhafter Beobachtung der Gebothe Gottes suchte. Es ist der Mühe werth, sie genauer kennen zu lernen, und das, was der Evangelist von ihr erzählet, gehörig zu überlegen. Denn ich mag ihren Charakter betrachten, wie ich will, so finde ich ihn nicht anders als liebenswürdig und belehrend für alle. Wir wollen also heute bey ihr stehen bleiben, das Belehrende in ihrem Verhalten aufsuchen, und es dann zu unserer Erbauung anwenden.

Das, was der Evangelist von ihr erzählet, bestehet aber in diesen drey Stücken:

1) Erstlich, daß sie ihre Jungfrauschaft unverletzt in den Ehestand gebracht habe,
2) Zweytens, daß sie nie im Ehestande die eheliche Treue verletzt habe, und
3) Drittens, daß sie als Witwe fleißig den Uebungen der Andacht abgewartet habe.

Und mit der nähern Betrachtung dieser drey Stücke wollen wir uns also jetzt in dieser Stunde beschäftigen.

I.

Erstlich erzählt uns der Evangelist von Anna, der Tochter Phanuels, daß sie ihre Jungfrauschaft unverletzt in den Ehestand gebracht habe. Sie hatte nach ihrer Jungfrauschaft sieben

Jahre mit ihrem Manne gelebt, sagt er. *)

Eine keusche, durch sündhafte Gedanken und böse Begierden nicht befleckte Seele in einem, durch keine Wollustsünden geschändetem Leibe, ist der schönste Schmuck einer Jungfrau, ist der größte Reichthum eines Jünglings. Der Aegyptische Joseph wollte lieber in einem Kerker sterben, als durch eine unkeusche That seine Seele beflecken, und Maria wollte lieber nicht die Mutter des Weltheilandes werden, als ihre Reinigkeit verlieren. Der Keusche grünet und hebt sein Haupt empor, wie ein Baum gepflanzt am Wassergraben; denn die Keuschheit flößet dem Menschen einen edeln Stolz, Achtung gegen seine eigene Person ein, erhält ihn froh und heiter, gesund und stark. Die unerlaubte Liebe hingegen schwächt die Kräfte der Seele und des Leibes, macht dumm und albern, siech und krank, stürzt vor der Zeit in das Grab, und was noch das Schlimmste ist, stumpft mehr als jedes andere Laster das sittliche Gefühl ab, das Gefühl für das, was groß, edel, recht und gut ist. Mit dem Verluste der Keuschheit gehen gewöhnlich zu gleicher Zeit alle anderen Tugenden verloren. Eine Jungfrau kann ihrem künftigen Manne, ein Jüngling kann seinem künftigen Weibe also wirklich kein besseres Heirathsgut mitbringen, als eine reine, eine keusche Seele, jeder andere Brautschatz ist nicht so viel werth, als diese.

---

*) Von den Worten des Evangelisten habe ich hier, wie jeder von selbst einsiehet, gleich eine sittliche Anwendung gemacht. —

Junge Leute sollen also keine größere Sorge haben, als diese, ihre Keuschheit, wie ihren Augapfel, zu bewahren, alle Gefahren, in denen sie zu Grunde gehen könnte, gewissenhaft zu fliehen, und alle Mittel, die zu ihrer Erhaltung beytragen, zu gebrauchen, damit sie sie, wie Anna die Tochter Phanuels, unversehrt in den Ehestand mitbrächten.

Aber ach! was zeigt uns die Erfahrung? Nicht mehr so, wie es seyn sollte, schätzen viele Jünglinge und Jungfrau die Keuschheit, diese so ehr- und liebenswürdige Tugend. Frech sind ihre Blicke, leichtfertig ihre Reden, und jene schändlichen Handlungen, welche sie zu begehen nicht erröthen, darf ich, ohne diesen Ort zu entheiligen, nicht einmahl mit Nahmen nennen. Sie fliehen gefährliche Orte, Gelegenheiten und Personen nicht, sie suchen sie vielmehr auf, und gehen ihnen nach. Manche sind so gottlos, daß sie sogar die Unschuld, die mit dem Bösen noch unbekannt ist, in ihre Netze zu bringen und durch allerhand teuflische Vorspiegelungen zu Grunde zu richten suchen. Besonders tragen oft jene wenig Bedenken, schändliche Dinge zu begehen, welche mit einander schon versprochen sind. O, es ist für junge Leute eine Schande, eine ewige Schande, wenn sie in Unzucht und Geilheit leben; denn sie setzen sich dadurch tief unter das Vieh herab, indem sie es vergessen, daß der weise Schöpfer nicht der Wollust, sondern der Fortpflanzung und Erhaltung des menschlichen Geschlechtes wegen den Geschlechtstrieb in unsere Natur gelegt habe.

Ist euch, m. L.! eure Ehre, eure Gesundheit und euer Leben lieb, hat die Tugend noch einigen Werth in euern Augen, und habt ihr den Glauben an eine Alles beobachtende und einst strenge richtende Gottheit und an eine ewiges Leben, in das nur reine See-

len eingehen können, noch nicht abgelegt, o! so bewahret eure Unschuld. Und damit ihr sie bewahren möget, so bethet oft zu Gott, und erinnert euch an seine heilige Gegenwart, so beschäftiget euch stets mit einer nützlichen Arbeit, so seyd mäßig im Genusse der Speisen und des Trankes, so unterlasset das nächtliche Auslaufen, so schämet euch des unsinnigen Tanzens, so erschrecket vor dem ersten unreinen Gedanken, der in eurer Seele aufsteiget, und suchet euer Gemüth auf etwas Anständiges hinzurichten. Wenn ihr einst in den Ehestand tretet, dann wird es euch unendlich freuen, noch in der Ewigkeit wird es euch freuen, wenn ihr denken könnet: Unverletzt, wie Anna die Tochter Phanuels, habe ich meine Jungfrauschaft, meine Keuschheit meinem Ehegatten zugebracht!

Nun wollen wir einen Schritt weiter gehen, und wollen sehen, was Eheleute von Anna, der Tochter Phanuels, Lehrreiches und Erbauliches lernen können.

II.

Das Zweyte, was uns der Evangelist von Anna, der Tochter Phanuels, erzählet, ist dieses, daß sie im Ehestande nie die eheliche Treue verletzt habe. Sie hatte, sagt er von ihr, sie hatte sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt. Also an ihren Mann hielt sie sich, mit diesem lebte sie, und nicht mit einem andern.

Die eheliche Treue ist der schönste Edelstein in dem Eheringe der Verheiratheten, sie ist jene Tugend, ohne welche alle andern im Ehestande keinen Werth haben, sie ist jene Tugend, ohne welche der Ehestand wahrhaft eine Hölle wird, in dem schon der mindeste

Argwohn, daß diese Tugend einem Theile fehlen möchte, dem andern Theile das Leben zur unerträglichen Last machet. Woher so viel Herzenleid in manchen Ehen? Woher so viele Thränen, die manche Ehefrau im Stillen weinet? Woher so vieler geheimer Kummer, der das Herz mancher Ehemänner engt und presset? Woher anders als vom Mangel ehelicher Treue?

Eheleute sollten also nie nur einen Gedanken auf eine andere Person richten, vielweniger mit irgend einer einen vertraulichen Umgang pflegen. Aber, o daß ich es doch nicht sagen müßte! wo ist bey manchen Eheleuten die eheliche Treue? Wäre Johannes der Täufer, jener unerschrockene Bußprediger noch unter uns, er würde manchem Ehemanne, wie zu seiner Zeit dem Herodes, zurufen müssen: Es ist dir nicht erlaubt dieses Weib — diese oder jene Person zur Ehe zu haben. Und wäre Jesus noch sichtbar unter uns, so würde er auch manchem Eheweibe, wie dort am Jakobsbrunnen der Samariterinn, sagen können: Der Mann, mit dem du lebst, ist nicht dein.

Lasset es nie so weit kommen, m. L.! daß man euch einen Mangel an ehelicher Treue vorwerfen kann! Bedenket, was der Apostel Paulus schreibt: Ein Weib, schreibt er, welches bey Lebzeiten ihres Mannes bey einem andern seyn wird, ist eine Ehebrecherinn, Röm. 7, 3.! Bedenket die Größe und Heiligkeit des Gebothes Gottes: Du sollst nicht ehebrechen. Bedenket was Jesus sagt: Wer nur ein Weib mit Begierde ansieht, hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen, Matth. 5, 28. Bedenket die Worte des Verfassers des Briefes an die Hebräer: Die Ehe soll von allen in Eh-

ren gehalten werden, und das Ehebette unbefleckt: die Hurer aber und Ehebrecher wird Gott richten, 13, 4. Bedenket die Wichtigkeit des Schwures, den ihr in Hinsicht der ehelichen Treue vor dem Altare, in den Augen Gottes abgelegt habet. Das bedenket, damit die Worte des Evangelisten, welche er von der ehelichen Treue Anna, der Tochter Phanuels, niedergeschrieben hat, auch auf euch passen, jene Worte: Sie hat sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt.

Auch im Witwenstande führte Anna, die Tochter Phanuels, ein erbauliches Leben.

III.

Drittens erzählt der Evangelist von Anna, der Tochter Phanuels, daß sie als Witwe fleißig den Uebungen der Andacht abgewartet habe. Sie entfernte sich nie vom Tempel, sondern diente Gott mit Fasten und Bethen Tag und Nacht, sagt er.

Die Uebungen der Andacht sind uns alle nothwendig, sie sind gleichsam die Canäle, durch welche uns neues geistiges Leben zugeführt wird. Unterlassen wir es, unsere Gedanken öfters zu sammeln, und im Gebethe zu Gott zu erheben; denken wir nicht bisweilen über die Wahrheiten der Religion ernstlich nach; vernachlässigen wir den öffentlichen Gottesdienst, oder achten wir ihn geringe, so wird sich unser Geist immer mehr und mehr im Irdischen verlieren, so werden wir auf unsere Bestimmung zur Tugend vergessen, werden im Glücke übermüthig und im Unglücke ohne Trost seyn, und bald jeder Versuchung zum Bösen unterliegen. Andachtsübungen sind ein unentbehrliches Tugendmittel.

Den Andachtsübungen sollten wir also, wie Anna, die Tochter Phanuels, fleißig abwarten, jeder neue Tag sollte mit Gebeth angefangen, und mit Gebeth geendiget werden, und der Tag des Herrn, der Sonntag, sollte vorzüglich dem Gebethe, der Betrachtung, der Anhörung des Wortes Gottes gewidmet seyn. Aber auch in den Andachtsübungen sind wir viel zu nachlässig, und mit dem Sonntage gehen wir, wie der fromme Gellert sagt, zu leichtsinnig um. Freylich vergeht wohl kein Tag, an dem die Christen nicht bethen, kein Sonntag, an dem sie dem öffentlichen Gottesdienste nicht beywohnen. Allein was ist das Gebeth der meisten Christen? Ist es etwas anders als ein zweckloses Lippenspiel? Und wie ist ihre Andacht an den Sonn- und Feyertagen in der Kirche beschaffen? Verdienet sie den Nahmen Andacht? Sind sie nicht oft nur mit dem Leibe gegenwärtig, mit der Seele aber abwesend? Ein solches Gebeth ist ohne Nutzen, und Aberglauben ist es, wenn man ein solches geistloses Gegenwärtigseyn in der Kirche für verdienstlich hält. Das ist keine Andacht, wobey der Verstand nicht denkt, und das Herz nicht fühlt.

Wir, m. L.! wollen keinen Tag ohne Gebeth, ohne herzliches Gebeth vorübergehen lassen. Und wenn es uns unsere mancherley Geschäfte nicht erlauben, viele Zeit darauf zu verwenden, so wollen wir doch hier und da unsern Blick aufwärts zu Gott richten, und uns durch den Gedanken: „Gott ist bey mir, Gott weiß, was ich thue; Gott ist mein Lohn; Arbeit ist auch Gottesdienst" — zur Berufstreue und zu allem Guten, daß uns zu verrichten möglich ist, ermuntern. Besonders wollen wir an den Sonn- und Feyertagen dem Gebethe und andern Andachtsübungen

fleißig abwarten, und das Geboth Gottes nie außer Acht lassen, welches also lautet: Du sollst den Sabbath heiligen. Das leidet unser Beruf nicht, daß wir, wie Anna, die Tochter Phanuels, Tag und Nacht im Tempel verweilen, und dem Gebethe abwarten; aber das leidet er, daß wir vorzüglich an den Sonn- und Feyertagen mehr und eifriger, als es viele thun, den frommen Uebungen obliegen.

Schluß. Das Beyspiel Anna, der Tochter Phanuels, ist also wirklich sehr lehrreich für uns alle. Es lehrt die Jugend, daß sie ihre Keuschheit, als ihr bestes Kleinod, mit aller möglichen Sorgfalt bewahren solle. Es lehrt die Verheiratheten, daß eheliche Treue eine Tugend sey, ohne welche alle andern im Ehestande keinen Werth haben. Es lehrt Junge und Alte, Ledige und Verheirathete, alle Christen, daß sie fleißig den Uebungen der Andacht abwarten sollen. Möchten wir doch auch alle ihrem schönen Beyspiele gemäß leben! Amen.

Anrede beym Anfange der so genannten ewigen Anbethung.

Mit welcher Gesinnung wir diese Andacht feyern sollen.

Text.

Dieses thut zu meinem Andenken, Luk. 22, 19.

Bevor Jesus unser Heiland diese Welt verließ, und von seinen Jüngern Abschied nahm, setzte er das heilige Abendmahle ein. Wie ein liebvoller Vater unter seinen Kindern, wie ein guter Bruder unter Brüdern, wie ein treuer Freund unter Freunden, wie ein weiser Lehrer unter Schülern; so saß er unter seinen Jüngern da, und aß mit ihnen zum letzten Mahle das Osterlamm.

Nach geendigter Mahlzeit nahm er flaches Brot in seine Hände, segnete und brach es, und gab es seinen Jüngern zum Genusse mit diesen Worten dar: **Esset, das ist mein Leib, der für euch dargegeben wird zur Vergebung der Sünden.** Eben so nahm er auch den Kelch, den Becher mit rothem Weine angefüllt, und reichte ihn einen Jüngern zum Trinken mit den Worten: **Trin-**

ket, das ist mein Blut, das für euch und für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden, Matth. 26, 26 bis 29.; so setzte er das heil. Abendmahl, welches wir auch das heil. Altarssacrament nennen, ein.

Die Absicht, welche Jesus bey Einsetzung des heil. Abendmahls hatte, hat er uns selbst mit deutlichen und ausdrücklichen Worten angezeigt. Dieses thuet, sprach er, dieses thuet zu meinem Andenken. Daß dieses die Absicht Jesu bey Einsetzung des heil. Abendmahls war, das lehret uns auch der Apostel Paulus. So oft, schreibt er im ersten Briefe an die Korinther, so oft ihr von diesem Brote esset, und aus diesem Kelche trinket, sollt ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis daß er kommt, 11, 26.

Das heil. Abendmahl soll also nach der Absicht Jesu ein Gedächtnißmahl, ein Denkmahl zur Erinnerung seines heil. Lebens, seines Leidens, und besonders seines Todes, den er aus Liebe zu den Menschen starb, seyn, und als Denkmahl seines heil. Lebens, Leidens und Todes öfters erneuert und gefeyert werden.

Das Andenken oder Gedächtniß Jesu feyern wir katholische Christen so oft wir der heil. Messe beywohnen, so oft wir das Hochwürdige aussetzen, und ausgesetzt sehen; wir feyern es auch in den monathlichen Bruderschaftsandachten. Dieses Andenken oder Gedächtniß Jesu feyern wir auch in der Andacht, welche wir jetzt vorhaben, welche ein frommer Bischof bey uns eingeführet hat, welche unsere Voräl-tern immer hochschätzten, welche auch wir noch, ihrem gottseligen Beyspiele gemäß, hochschätzen, und welche wir die ewige Anbethung nennen.

Aber wie, mit welcher Gesinnung sollen wir diese Andacht feyern? Gott siehet nicht auf das Aeußere, er siehet auf das Innere, er siehet nicht auf unsere Werke; sondern auf das Herz, dessen Früchte unsere Werke sind. Ist unser Herz nicht rein, unser Wille nicht gut, unsere Gesinnungen nicht lauter, so dürfen wir unsere Hände falten, unsere Knie beugen; so dürfen wir stundenlang zu Gott bethen, unsere Andacht ist keine Andacht, sie ist nur Hofdienst, sie kann Gott dem Heiligen nicht gefallen, sie ist ein Gräuel in seinen Augen. Ich frage also mit Recht, wie oder mit welcher Gesinnung sollen wir diese Andacht feyern?

Ich will euch zeigen:

Mit welcher Gesinnung wir diese Andacht feyern sollen.

Und da sage ich: Wir sollen sie feyern

1) Mit einer dankbaren Gesinnung gegen Jesum,
2) Mit einer liebevollen Gesinnung gegen unsere Mitmenschen.

Seyd recht aufmerksam.

I.

Wir sollen erstlich diese Andacht feyern mit einer dankbaren Gesinnung gegen Jesum.

Jesus hat viel, unendlich viel für uns gethan. Das Menschengeschlecht lag in tiefe Finsterniß vergraben. Finsterniß bedeckte das Erdreich, und Dunkel die Völker, wie der Prophet

sagt, Jesaias 60, 2. Wir waren alle vom rechten Wege abgekommen, und gingen in der Irre, wie ebenfalls dieser Prophet sagt, 53, 6. Oder: Wir waren, wie Paulus sagt, allzumahl Sünder, und mangelten des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten, Röm. 3, 23. Unwissenheit und Unsittlichkeit hatte den Adel der Menschen entstellt und verdunkelt. Jesus hatte Mitleiden mit seinem Brudergeschlechte, ihn jammerte des Volkes. Er entsagte den Bequemlichkeiten des Lebens, trat unter die Menschen hervor, und übernahm den wichtigen Beruf eines Lehrers. Er riß die Binde, die dem Lichte der Wahrheit den Eingang versperrte, vor den Augen der Menschen hinweg. Er lehrte alle, wozu sie da seyen, worin sie ihre Glückseligkeit suchen sollten, welche Vorstellungen sie sich von Gott und seiner Verehrung machen müßten, und welche Hoffnungen sie für die Ewigkeit, für ein Leben nach dem Tode haben könnten.

Jesu haben wir es zu verdanken, daß wir wissen, daß wir nicht bloß des Genusses wegen auf Erden seyn, daß Essen und Trinken, und uns gütlich thun nicht unsere Bestimmung sey; sondern daß wir dazu bestimmt seyn, recht zu thun, tugendhaft zu handeln, und daß nur im Rechtthun und in der Tugend unsere Zufriedenheit, die Ruhe unserer Seele zu finden sey. Ihm haben wir es zu verdanken, daß wir wissen, daß Gott unser Vater sey, daß er für uns alle sorge, alles zu unserm Besten anordne, und daß wir im Glücke und Unglücke auf seine Liebe rechnen, und auf seine Weisheit und Güte ein zuversichtliches Vertrauen haben können. Ihm haben wir es zu verdanken, daß wir wissen, daß sich mit dieser Spanne des Lebens nicht unser ganzes Daseyn endi-

endige, daß der Tod nur Hingang zum Vater, Uebergang in eine bessere Welt sey, wo unser Geist für höhere Erkenntniß, für höhere Tugend, für höhere Seligkeit reife. Das alles haben wir Jesu zu verdanken: er hat uns unsere Bestimmung kennen gelehret, er hat, wie er selbst sagt, Gott verherrlichet, und hat, wie der Apostel sagt, Unsterblichkeit und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht. Ohne seine Bemühung irrten wir wahrscheinlich noch, verlassen, wie Schafe ohne Hirten, entweder im blinden Heidenthume, oder im abergläubischen Judenthume herum, es fehlte uns Licht im Verstande und Wärme im Herzen fürs Gute.

Und damit er dieses alles um so eher und um so gewisser bey den Menschen bewirken möchte, so ließ er sich so ganz zu ihnen, und zu ihrer Denkart herab. Er erschien unter den Menschen nicht im Glanze eines Königs; sondern er nahm, wie die Schrift sagt, die Gestalt eines Knechtes an. Freundlich, liebreich unterhielt er sich mit jedermann. Jedem leiblichen Elende half er ab, er machte die Lahmen gehend, die Blinden sehend, die Aussätzigen rein, er heilte Krankheiten jeder Art. Durch solche Wohlthaten wollte er die Herzen der Unglücklichen für sich und seine Lehre gewinnen, und auch die Aufmerksamkeit Anderer auf sich hinleiten. Er lebte ohne alle Sünde, er litt mit der größten Geduld, er starb als Märterer der Wahrheit: dadurch, glaubte er, würde und müßte er die Menschen sich zu einem Volke vereinigen, das fleißig wäre zu guten Werken.

Daran nun, daran sollen wir bey dieser Andacht denken. Dieses thut zu meinem Andenken. Wir sollen dabey überdenken, was Jesus für seine Zeitgenossen war, was er für uns, was er für die

ganze christliche Welt ist. Wir sollen dabey überdenken, was wir, was die Welt jetzt noch wäre, wenn uns, wenn ihr das Licht des Evangeliums nicht aufgegangen wäre. Wir sollen zugleich dabey überdenken, wie viel es ihn gekostet habe, bis er die heidnische und jüdische Welt umgeschaffen hatte, welchen Widerspruch, welche Leiden, welchen Tod er deßhalb erdulden mußte. Dieses thuet zu meinem Andenken.

Und wenn wir bey dieser Andacht daran denken, dann wird, dann muß unser Herz mit Dank gegen Jesum erfüllet werden. Kann man denn die Wohlthaten eines Wohlthäters erwägen, ohne daß die Empfindung des Dankes im Herzen gegen ihn rege wird? Nur rohe Gemüther und des Denkens ungewohnte Köpfe können undankbar seyn. Nur deßwegen verlassen wir die h. Messe, verlassen wir diese und andere dem Andenken Jesu gewidmeten Andachtsübungen so ungerührt und so kalt, weil wir nicht bedenken, was Jesus für uns auf Erden war, und was wir ihm zu verdanken haben. Nur deßwegen bleiben wir nach diesen Andachtsübungen die nähmlichen unsittlichen Menschen, die Flucher, die Vollsäufer, die Geitzhälse, welche wir vorher waren, weil wir dabey wenig oder gar nichts denken, besonders nicht an Jesum und seine Bemühung auf Erden denken. Wir glauben genug gethan zu haben, wenn wir Gebethsformeln hersagen, wenn auch unsere Gedanken überall, nur nicht bey Jesu sind. Wir glauben genug gethan zu haben, wenn wir mit dem Munde rufen: „O gütigster Jesu! deine heiligste Mutter sammt allen Heiligen benedeyen dich für die erlittenen Unehren und Beleidigungen," wenn wir uns auch nicht mit dem wichtigen Gedanken beschäftigen, forthin der Sittenlehre und dem Beyspiele Jesu gemäß zu

leben, um ihn nicht mehr als Christen zu verunehren und zu beleidigen.

Bedächten wir dabey, daß Jesus der größte Freund, der Wohlthäter der Menschen war; so würde es uns warm ums Herz werden, so würde die Flamme unsers Dankes zum Himmel empor brennen. Bedächten wir dieses, so würden wir auch denken, ich will die Wohlthaten Jesu nicht mit Füßen treten, will seine göttliche Sendung, seine rastlosen Bemühungen nicht vereiteln, sondern will hingehen und mich von meinen sündlichen Gewohnheiten losreissen, will gegen meine bösen Anmuthungen und Leidenschaften kämpfen, will den Weg der Tugend wandeln, den er selbst betrat, und den er mich kennen lehrte, will auf Gott vertrauen, den er mir im Bilde eines guten Vaters vorstellte, und will meiner Vollendung in jener bessern Welt freudig entgegen sehen, in die er mir vorhergegangen ist.

So lasset uns denn diese Andacht mit einer dankbaren Gesinnung gegen Jesum feyern! Lasset sie uns aber auch mit einem Herzen feyern, das voll ist von Liebe gegen die Menschen, unsere Brüder.

II.

Wir sollen zweytens diese Andacht feyern mit einer liebevollen Gesinnung gegen die Menschen.

Die Menschenliebe war unter den Zeitgenossen Jesu größten Theils erkaltet. Hartherzig waren die reichen Sadducäer, unbarmherzig waren die jüdischen Priester und Leviten mit ihrer ganzen Pharisäerzunft. Sie gingen ohne die Empfindung des Mitleids vor ihrem unglücklichen Bruder, der in die blutigen Hände der Mörder fiel, vorüber, nur ein von ihnen verach-

teter und verabscheuter Samaritan erbarmte sich seiner. Sie verschloßen ihre Herzen der Noth der Armen: „dem von Gott mit Unglück Heimgesuchten dürfen wir seinen Zustand nicht erleichtern, denn es ist verdiente Strafe des Himmels," mit diesem Vorurtheile des Kopfes verpanzerten sie noch mehr die schon ohnehin harte Rinde ihres Herzens. Sie verehrten Gott mit Opfern, mit Ceremonien, aber nicht mit Menschenliebe. Jesus suchte die erkalteten Herzen wieder zur Menschenliebe zu erwärmen. Er erklärte, außer der Liebe zu Gott, die Menschenliebe für die erste und größte Pflicht. Du sollst Gott über alles, deinen Nächsten aber wie dich selbst lieben. Er lehrte, daß Menschenliebe Gott mehr gefalle als Opfer. Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer. Er lehrte, daß Gott mit den Menschen einst beym Gerichte so verfahren werde, wie sie mit ihren Nächsten verfahren wären. Mit dem Maße, mit welchem ihr ausmesset, soll euch wieder eingemessen werden. Er pries diejenigen selig, welche an ihren unglücklichen Brüdern die Werke der Barmherzigkeit übten. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. So lehrte, so sprach er. Am letzten Abendmahle sprach er von nichts als von Liebe, von warmer, thätiger Menschenliebe. Jedes seiner Worte war ein Hauch der Liebe. Ich gebe euch noch ein Mahl, sprach er, aufs neue gebe ich euch das Geboth, daß ihr einander liebet, daran, nicht am Bethen, nicht am Kirchengehen, nicht am Kreuzmachen und Ceremoniendienste, an der Menschenliebe soll man erkennen, daß ihr meine Jünger, daß ihr Christen

seyd. Wie er lehrte, so lebte er auch. Sein ganzes Leben war dem Wohle der Menschen gewidmet, alle seine Handlungen waren nichts als eine Kette von Wohlthaten, und selbst die Einsetzung des heil. Abendmahles, was war sie anders, als ein Denkmahl seiner Liebe, durch welches er unsere Liebe zu ihm und zu unserm Nächsten für alle Zeiten erwecken und unterhalten will?

Und daran sollen wir bey dieser Andacht auch denken. Ich gebe euch aufs Neue das Geboth, daß ihr einander lieb habet. Wir sollen dabey bedenken, daß wir das Andenken des Heilandes feyern, welcher Gottes- und Menschenliebe für das erste Geboth erklärte, welcher Religion ohne Menschenliebe verwarf, welcher Menschenliebe zum Kennzeichen seiner Bekenner machte, und welcher nicht sich, sondern nur den Menschen lebte, und nur für Menschen starb, gleich einer brennenden Kerze, die sich zum Besten der Menschen selbst verzehret. Ich gebe euch aufs Neue das Geboth, daß ihr einander lieb habet.

Und wenn wir bey dieser Andacht daran denken, wird da nicht das Feuer der Menschenliebe in unsern Herzen auflodern? Nur deßwegen sind wir nach unsern Jesu Verehrungen so lieblos wie vorher, weil wir im Wahne leben, daß wir auch bey einem steinernen, bey einem lieblosen Herzen seine Verehrer und Bekenner seyn können. Wir fahren die Unsrigen mit Ungestüm an, wenn sie nur das Geringste thun, welches nicht nach unserm Kopfe ist. Wir fügen Andern auf dem Felde, im Walde und in Gärten öfters einen beträchtlichen Schaden zu. Wir verletzen die Ehre unsers Nebenmenschen, und sind nie beredter, als wenn von seinen Fehlern gesprochen wird.

Wir wollen nicht die geringste, auch selbst die unvorsetzliche Beleidigung an ihm nicht ungerochen lassen, bey uns geht Rache um Rache. Zu eigentlichen Liebeserweisungen haben wir ohnehin lahme Füße und eiserne Hände: weil wir glauben, daß wir doch Christen wären, wenn wir nur rufen: „Liebster Jesu!" Sind nicht der schreckliche Unfriede in manchen Häusern, die Flüche und Lästerungen der Nachbarn gegen Nachbarn, sind nicht die himmelschreyenden Ungerechtigkeiten unter uns, und die schlechte Sorge für unsere Dorfsarmen, sind das nicht lauter traurige Beweise, daß wahre, daß christliche Menschenliebe unter uns erloschen sey?

Würden wir bey unsern Andachtsübungen denken, der Geist, das Wesen des Christenthums ist thätige Menschenliebe, ist Wohlthun, ist Barmherzigkeit, so wäre es unmöglich, daß nicht das Feuer der Andacht auch das Feuer der Menschenliebe in uns anzündete. Würden wir daran denken, so würden wir dabey auch den Vorsatz machen, hinzugehen, und uns mit unserm Feinde zu versöhnen, hinzugehen und die Andern zugefügten Beleidigungen nach Kräften zu vergüten; hinzugehen und die Unsrigen mit Sanftmuth zu behandeln; hinzugehen, und den Kranken zu besuchen, den Betrübten zu trösten, den Hungrigen zu speisen, und den Nackten zu kleiden.

So lasset uns denn diese Andacht auch feyern mit einem Herzen voll Liebe gegen die Menschen!

Schluß. Nun wisset ihr, m. L.! wie ihr diese Andacht feyern sollet. Ihr sollet sie feyern mit einer dankbaren Gesinnung gegen Jesum euern Heiland, und mit einer liebevollen Gesinnung gegen die Menschen eure Brüder. So knieee denn vor dem Hochwürdigsten nieder, vergegenwärtigt euch

euern Heiland, betrachtet was er für euch, für alle Menschen gethan hat, und machet den Vorsatz, ihm dadurch für seine Wohlthaten zu danken, daß ihr forthin wie wahre Christen ohne Sünden leben wollet! Knieet vor dem Hochwürdigsten nieder, und denket, daß ihr alle Bekenner einer und der nähmlichen Religion, alle Verehrer eines und des nähmlichen Heilandes seyd, und fasset den Entschluß, alle Menschen zu lieben, ihnen die erlittenen Unbilden zu verzeihen, ihnen nie zu schaden, ihnen nach Kräften wohlzuthun! Wenn eine dankbare Gesinnung gegen Jesum, und eine liebvolle Gesinnung gegen die Menschen eure Andacht, euern Gesang und euer Gebeth begleitet, dann wird sie Gott und euerm Heilande gefallen, dann wird euer Gesang und euer Gebeth nicht ohne Segen für euch seyn *). Amen.

---

*) Anmerk. Daß diese Rede nach einigen Abänderungen auch am Frohnleichnachsfeste gebraucht werden könne, werde ich nicht zu erinnern brauchen. — Den Vorwurf, als käme ich in meinen Predigten zu oft auf den nähmlichen Gegenstand — auf Menschenliebe — zurück, wird mir hoffentlich niemand machen. Ich glaube daß man dem, was so wichtig, und wenn ich so sagen darf, das Herz des Christenthumes ist, nicht zu viel und zu oft reden könne. Sollte aber doch etwa einer diesen Vorwurf gegen mich in Bereitschaft haben, so erinnere ich ihn freundschaftlich an die Antwort, welche nach einer alten Tradition, Johannes auf die Frage: Warum er nur immer predige: „Kindlein! liebet einander!“ seinen Schülern soll gegeben haben.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gehrig, Johann Martin, 1768-1825

Neue Sonn- und Festtagspredigten zur Beförderung einer sittlich-religiösen Denkart, vorzüglich unter dem Landvolke

Bd.: 3

Bamberg ; Würzburg (1808)

Hom. 2077 v-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10464381-0